Glauben und Wissen

1908. VI. Jahrgang Heft 11, November



Die Tanne.

Auf hohem Felsen im Meere stand eine Tanne. Klein, unscheinbar war ihr Wuchs. Noch konnte sie das Meer nicht sehen. Aber gern lauschte sie schon dem wilden Lied der Brandung. Die Möven erzählten ihr von dem weiten Meer, von dem schäumenden Gischt, der am Felsen zehrte. Da wuchs ihr Sehnen, das stolze, wilde Meer zu sehen. Und sie dehnte und reckte sich.

Sie wurde größer und größer. Da, welche Freude! endlich konnte sie über den Felsen hinweg ans Land schauen. Und viele Schwestern sah sie dort. In trauter Gemeinschaft standen sie beieinander und fröhlich gediehen sie auf kräftigem Boden.

Sie aber war einsam, und kärglich war der Boden. Wie sehnte sie sich nach Gemeinschaft! Aber ungestillt blieb ihr Wünschen. Und der Hunger kam, nagender Hunger. Weithin sandte sie ihre Würzelchen aus. Sie suchten und fanden nur wenig. Aber genug fanden sie. Hinein in die Ritzen und Spalten des Felsens senkte sie ihre Würzelchen; um das Felsgestein herum krochen sie. Fest klammerten sie sich an das mütterliche Gestein.

Der Kampf war schwer; aber sie wuchs und ward stark. In ihre Adern hinein wuchsen viele Körnchen des felsigen Bodens. Fest wurde sie selbst, fast wie der Fels; ein lebender, biegsamer Fels wurde sie.

Sie wurde größer und größer, und endlich sah sie das Meer. Sie sah sein friedlich Glänzen, sah wie die Sonne selig sich badete in der goldenen Flut. Unsagbar war ihr Entzücken.

Doch Tage des Schreckens verscheuchten die Stunden der Wonne.

Wild tobte der Sturm. Das Meer heulte. Der Wogen rasende Wucht warf sich wütend an die felsige Küste. Nacht ward der Tag.

Zitternd stöhnte die Tanne. An ihren Zweigen zerrte der Sturm. Und einige Zweige brachen. Weithinaus in den Schlund des lautbrüllenden Ungeheuers, des Meeres, schleuderte sie der wildaufjauchzende Sturm. Der Tanne Stamm bog sich, aber er hielt stand.

Der Sturm verging. Ruhig lag das Meer wieder da und schlief. Leise wie im Traum gingen die Wellen auf und ab. Die Sonne spielte mit den träumenden Wogen.

Die Tanne aber trauerte. Siegreich hatte sie zwar den Kampf mit dem tobenden Sturme bestanden. Wo aber war ihre dürftige Schönheit geblieben? Verstümmelt stand sie da, ein Spott ihren Genossen, die geschützt drüben standen hinter dem Felsen. Das leise Flüstern der höhnenden Schwestern klang mitleidslos herüber zur einsamen Kämpferin auf der Höhe.

„Ach, wär' ich gestorben im wilden Sturm! Ach, sängen mir doch die murmelnden Wellen ein Lied zur stillen Grabesruh! Warum muß ich einsam hier oben so schweren Kampf bestehen? Zwecklos ist mein Dasein!" Und sie weinte.

Die Wellen in der Tiefe aber sangen leise tröstende Worte: „Weine nicht, du Einsame. Nicht du wähltest dir den sturmumtosten Felsen zur Wohnstatt. Er, der den Felsen hineinstellte in unsere Mitte, Er, der uns Wellen bald friedlich im Sonnenstrahl spielen läßt, bald uns mit dem Odem seines Mundes gegen den Felsen schleudert, Er weiß, warum er dich preisgibt wildem Sturm und quälender Einsamkeit."

Wohl vernahm die Tanne den tröstenden Zuspruch der Wellen; aber sie konnte nicht glauben den Vielerfahrenen. Zu sehr brannte die Wunde.

Die Jahre eilten dahin, und Flechten woben der Tanne ein ehrwürdig Kleid. Die Schiffer kannten sie und schauten nach ihr aus, wenn sie durch die Klippen fuhren. Sicher fanden sie dann stets ihren Weg und dankten es ihr.

Die Tanne aber wußte es nicht und weinte, weil ihr Dasein ihr nutzlos erschien.

Und wieder kam ein Tag des Sturmes. Ärger wütete er denn je zuvor. Dumpf grollend heulte das Meer in der Ferne. Heran jagten die brüllenden Wogen. Bis zur Tanne hinauf spritzte der weiße Gischt. Dunkle Nacht lag auf dem Meere und auf den Felsen und auf den Klippen.

Da, ein greller Blitzstrahl und ein gellender Donnerschlag. Hellodernd stand die Tanne in Flammen. Ihr Schein durchbrach das Dunkel der Nacht und . . . zeigte dem sturmverschlagenen Schiffe den gefahrdrohenden Felsen und den sicheren Weg der Rettung.

Wie sie gelebt, so starb sie: Ein Segen für viele.

Und zwecklos erschien ihr bis zum Tode ihr Dasein! Karl König.

Niemand lasse den Glauben daran fahren, daß Gott durch ihn eine große Tat tun will. M. Luther.

Die Entwicklungslehre und der Theismus.

Die Entwicklungslehre oder Deszendenztheorie ist eine Hypothese, welche noch keineswegs zu den gesicherten Resultaten exakter Forschung zu rechnen ist. 1. Es fehlen noch zahllose Mittelglieder, welche den Übergang von einer Gattung zur andern vermitteln. 2. Die durch künstliche Züchtung hervorgebrachten Abänderungen stellen nur neue Abarten oder Rassen, nicht neue Arten dar und bilden sich wieder zurück, wenn sie sich selbst überlassen bleiben. 3. Den Pflanzen- und Tierarten, welche sich leicht abwandeln, d. h. ein starkes Anpassungsvermögen an veränderte Lebensbedingungen besitzen, stellen sich ganze Reihen von Pflanzen und Tieren zur Seite, welche diese Abwandlungsfähigkeit gar nicht oder nur in sehr beschränktem Maß besitzen und daher bei veränderten Lebensbedingungen eingehen. 4. Neben einander finden sich sämtliche Stufen der Entwicklung von dem einzelligen Lebewesen bis zum höchst entwickelten Säugetier, also Wesen, welche durch die Jahrtausende oder Jahrmillionen keine Entwicklung durchgemacht haben, unveränderlich geblieben sind und Wesen, die alle Grade der Entwicklung durchgemacht haben und das unter denselben irdischen Lebensbedingungen, so daß unbegreiflich erscheint, warum letztere hier eine Umbildung verursachten und dort nicht, was dem Grundsatz aller Naturordnung widerspricht, daß unter gleichen Bedingungen dasselbe geschieht oder daß gleiche Ursachen auch gleiche Wirkungen haben. 5. Das Vererbungsgesetz, auf welchem die ganze Entwicklungslehre beruht, enthält einen Widerspruch in sich. Die Vererbung setzt zwei Bedingungen voraus: Erwerbung neuer Individualmerkmale und Konstanz der dieselben bedingenden Ursachen. Erwirbt nun ein Individuum leicht neue Merkmale, so bedarf es keiner so langen Zeit, um sie so zu fixieren, daß sie vererbbar werden; aber dann werden eben auch zu vielerlei neue Merkmale erworben, die sich gegenseitig stören oder wieder aufheben. Erwirbt ein Individuum nur schwer neue Merkmale, dann ist ein um so größerer Zeitraum nötig, um dieselben zu fixieren. Je größer aber der Zeitraum ist, um so unwahrscheinlicher wird die Konstanz der gleichen Ursachen, das heißt mit andern Worten: entweder wandelt sich ein Individuum zu leicht ab, dann erwirbt es zu viel neue Merkmale, es fehlt also an der Konstanz auf Seiten der Merkmale, oder wandelt sich ein Individuum zu schwer ab, dann braucht es einen zu langen Zeitraum, es fehlt dann an der Konstanz auf Seite der Ursachen.

Trotz aller dieser Mängel kann die Naturwissenschaft, seitdem ihre Haupttätigkeit nicht mehr eine bloß beschreibende und ordnende ist, sondern das biologische Problem in den Mittelpunkt des Interesses gerückt ist, der Entwicklungslehre nicht mehr entbehren. Diese nimmt, auch wenn sie noch nicht zu den gesicherten Ergebnissen exakter Forschung gehört, doch den Rang eines wissenschaftlichen Postulats ein und es ist nicht allzuschwer, die Bedenken, welche ihr entgegenstehen, zu zerstreuen. Nehmen wir die Einwürfe in umgekehrter Reihenfolge vor, so beweist der gegen das Vererbungsgesetz gemachte Einwurf nur, daß neu erworbene Merkmale nur bei Zusammentreffen ganz glücklicher Umstände sich vererben und erklärt damit eben, warum die einen Arten sich weiter entwickelten, die andern nicht, warum also die verschiedensten Stufen der Entwicklung sich gleichzeitig nebeneinander finden, womit der Einwurf

unter Nr. 4 schon beantwortet ist. Was den dritten Einwurf betrifft, so ist dieses verschiedene Verhalten der einzelnen Arten zu den veränderten Lebensbedingungen allerdings rätselhaft. Der Botaniker Nägeli in München vermutet als Grund der leichten Anpassungsfähigkeit eine Veränderung des Idioplasmas (d. h. Vererbungs-Protoplasmas), die mikroskopisch noch nicht nachgewiesen werden konnte, während bei den Arten, welche keine Anpassungsfähigkeit besitzen, ein vielleicht seit Jahrtausenden unverändertes Idioplasma anzunehmen ist. Sei dem aber wie ihm wolle, der ganze Einwurf beweist wieder nichts gegen die Entwicklungslehre, sondern erklärt nur, warum die verschiedensten Stufen der Entwicklung sich nebeneinander finden, warum es also nicht bloß früher, sondern auch jetzt noch leicht wandelbare und schwer wandelbare Arten gegeben hat und noch gibt. Schwerer wiegt der zweite Einwurf, auf den man nur eine Antwort geben kann, nämlich daß die Lebensbedingungen in vorhistorischer Zeit der Entstehung neuer Arten günstiger waren als in der historischen Zeit. Das ist allerdings nur eine Hypothese, die aber jedenfalls mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat als die, daß die Entstehung neuer Arten einen so langen Zeitraum erfordern, daß die ganze geschichtliche Zeit nicht zureicht auch nur zu einer Artentstehung. Gerade diese langen Zeiträume, die einst so oft zur Erklärung herhalten mußten, und die langsamen Entwicklungen lassen umso unerklärlicher, warum die Paläontologie nicht viel mehr Reste von Übergängen der Arten aufzeigt. Damit kommen wir zu dem ersten und wichtigsten Einwurf gegen die Entwicklungslehre, warum nicht mehr Spuren von den langsamen und allmählichen Übergängen vorhanden sind. Die Einrede, daß das, was die Durchforschung der Erdrinde bis jetzt zutage gefördert hat, nur ein winziger Teil der vorhistorischen Geschöpfe sei und man von weiteren Ausgrabungen noch alles erwarten könne, hat deshalb nicht so großen Wert, als man zuerst annehmen möchte, weil wir tatsächlich Tausende vielleicht Milliarden Vertreter der einen und der andern Art haben und doch die den Übergang darstellenden Mittelglieder fehlen. Auch in der vorgeschichtlichen Zeit liegen eben die Arten fein säuberlich geschieden nebeneinander in derselben Gesteinsschicht. Was man an Zwischengliedern zwischen den jetzt lebenden Arten gefunden hat, ist ja gewiß bemerkenswert und hat der Entwicklungslehre die notwendige Grundlage gegeben, ohne die sie als leere Hypothese in der Luft schweben würde, aber im Vergleich mit den unzählbaren Mittelgliedern, welche bei der Annahme langsamer Entwicklung von einer Art zur andern vorhanden sein müßten, ist das, was man gefunden hat, verschwindend gering. Wir nehmen daher mit einer Reihe von Naturforschern nicht allmähliche sondern ruckweise Übergänge an und glauben, daß eine neue Entwicklung in verhältnismäßig kurzer Zeit sich vollzog, dann aber auf lange Zeit zum Stillstand kam. Daher sind die Zeugen für diese Übergänge selten.

Welche Gründe haben wir für die Annahme einer ruckweisen Entwicklung? Allmähliche Entwicklung scheint ein Grundgesetz in der Natur zu sein wohin wir blicken und ist es auch, aber ebenso gewiß ist auch die Beobachtung, daß die Entwicklung nicht gleichmäßig fortschreitet, daß Zeiten des Stillstandes oder wenigstens scheinbaren Stillstandes mit Zeiten rascherer Entwicklung abwechseln, daß Nährstoffe sich oft langsam ansammeln, bis es zum plötzlichen Durchbruch und raschen Aufbau

neuer Körperteile oder Organe kommt. Daher die scharf unterschiedenen Entwicklungsstufen, die wir überall beobachten in der Pflanzenwelt und in der embryonischen Entwicklung des tierischen Körpers. Es läßt sich auch denken, daß ein vielleicht zufällig neu erworbenes Merkmal, das für das Leben nützlich war und einen Vorrang vor andern Individuen derselben Gattung verschaffte, mit großem Eifer ausgebildet wurde. Hunde- und Katzenarten haben doch in Körperbau, Größe und Lebensweise viele Ähnlichkeit, sodaß die Annahme nahe liegt, daß sie eine gemeinsame Abstammung haben. Nehmen wir nun an, daß einige der gemeinsamen Voreltern, welche durch Gewandtheit hervorragten, die ersten Kletterversuche machten auf der Flucht vor Feinden oder auf der Jagd nach Beute, so ist sehr wahrscheinlich, daß gleich die ersten Individuen, welche die neue Entwicklung einleiteten, sehr fleißig die neue Kunst übten und es selbst schon zu einer ziemlichen Fertigkeit darin brachten. Diese neue Kunst hat sich aber nicht sogleich schon vererbt, sondern die Jungen ahmten zunächst nur die Eltern nach. Es bildeten sich die zum Klettern geeigneten Körpermerkmale schon bei demselben Individuum stärker aus und nun traten drei Faktoren zusammen, das Vorbild der Eltern in Verbindung mit dem Nachahmungstrieb der Jungen, die eigene Lust an der neuen Kunst in Verbindung mit fleißiger Übung derselben, die Ausbildung neuer Organe in Verbindung mit der Vererbung derselben, um vielleicht schon nach wenigen Generationen eine neue Spezies hervorzubringen, die im Besitz der neuen Errungenschaft vielleicht auf lange Zeit keine Veranlassung hatte, sich wieder weiter zu entwickeln. Je mehr die neuerworbenen Merkmale in einseitiger Richtung ausgebildet wurden, um so weiter entfernten sich die einander ursprünglich nah verwandten Spezies voneinander und wurden zu neuen Arten. So erklärt sich die Entstehung neuer Arten schon ohne äußere Ursache, wie viel mehr wenn diese noch hinzutraten wie Nahrungsmangel und Auswanderung, klimatische Veränderungen der Erdoberfläche, kurz der ganze Kampf ums Dasein, der die Entstehung der verschiedensten Schutz- und Angriffswaffen, die Ausbildung der verschiedenartigsten Organe, körperlichen und seelischen Eigenschaften veranlaßte. Die natürliche Zuchtwahl, welche Darwin noch herbeizieht, hat nicht neue Arten entstehen lassen, sondern nur zur vollkommeneren Ausbildung derselben Art gedient.

Es liegt nahe, die Gesetze, nach welchen die Arten entstanden sind, zu verallgemeinern und zu Gesetzen der Entwicklung aller Lebewesen zu machen von der untersten Stufe bis zur höchsten. Schließt man vollends diese Entwicklung der organischen Wesen an die Entwicklung der Weltkörper aus dem Gasball zum feuerflüssigen und durch Abkühlung zum festen Weltkörper an, läßt durch chemische Vorgänge die Mannigfaltigkeit der Stoffe entstehen, so hat man ein so abgerundetes lückenloses Bild von der Entstehung sämtlicher anorganischer und organischer Wesen ohne jedes schöpferische Eingreifen, also mit Ausschluß jedes transszendenten Faktors, daß man wohl begreifen kann, wie eine solch geschlossene einheitliche Weltanschauung eine geradezu faszinierende Wirkung auf die Geister ausübt. Es ist der Monismus mit dem konsequent durchgeführten Prinzip der Immanenz, welcher sich vom früheren Materialismus nur dadurch unterscheidet, daß er sich nicht mehr abmüht, die geistigen Vorgänge auf materielle Vorgänge zurückzuführen und den psychischen Faktor ganz

auszuschalten, sondern trotz seines Namens auch vor einem Dualismus zwischen Kraft und Stoff, Körper und Geist nicht zurückschreckt, wenn nur dieser Dualismus das Prinzip der Immanenz nicht durchbricht, sondern als ebenso ewig wie der Stoff selbst angenommen wird. Der Monismus hat also seinen Namen daher, daß er mit dem Dualismus zwischen „natürlich" und „übernatürlich" vollständig aufräumt. Daß in einer solchen Weltanschauung der Gottesgedanke und was damit zusammenhängt, Schöpfung, Erhaltung und Regierung keinen Platz hat, liegt auf der Hand. Der Religion kann nur noch vom ästhetischen oder psychologischen Standpunkt als Autosuggestion zur Selbstberuhigung oder als phantasievolle Naturvergottung für diejenigen Menschen, welche nun eben einmal das Bedürfnis dazu haben und sich unglücklich fühlen, wenn sie dieses Bedürfnis nicht befriedigen können, eine Berechtigung zugestanden werden, gerade so wie auch der Aufgeklärte an Sagen, Märchen und den Produkten der dichtenden Phantasie einen ästhetischen Genuß finden kann. Der christliche Glaube läßt sich mit jenem Monismus unmöglich vereinigen, das sollte von Freund und Feind zugestanden werden. Was bleibt also übrig? Vor jenem Monismus die Waffen strecken oder ihn bis aufs Messer bekämpfen? Das eine wäre ein trauriges Zeugnis für unsern Christenglauben und das andere ist vergebliches Bemühen. Es gibt noch einen andern Ausweg und der ist, die Entwicklungslehre noch gründlicher zu studieren. Diese Mahnung möchte ich sowohl an die Naturforscher als an die Theologen, welche Zeit und Lust dazu haben, richten. Es steht mir heute schon felsenfest, daß die Anwendung der Gesetze für die Entstehung der Arten auf die Entstehung aller irdischen Wesen ein übereilter Schluß ist, also an demselben Mangel leidet wie 90 Prozent aller Induktionsschlüsse (Verallgemeinerung von Erfahrungswahrheiten), nämlich daß er über das Ziel hinausschießt. Wenn ich recht sehe, ist die Mehrzahl der Naturforscher darin einig, daß die Entstehung des Organischen aus dem Anorganischen, die Entstehung von Empfindung und Wille aus der mechanischen Kraft nicht bloß nicht bewiesen ist, sondern mit größter Wahrscheinlichkeit auch nicht bewiesen werden kann. Desgleichen wird es dem Psychologen nicht gelingen, die Entwicklung des menschlichen Geistes aus der tierischen Psyche, so viele Berührungspunkte sich auch finden, wahrscheinlich zu machen. Mindestens an diesen drei Punkten kommen wir ohne ein schöpferisches Eingreifen Gottes nicht aus, höchstwahrscheinlich noch an vielen anderen Punkten. Vielleicht zeigt das ein noch eingehenderes Studium der Entwicklungslehre auf. Diese macht nur die große Mannigfaltigkeit von Arten erklärlich, aber nicht die Entstehung höherer Formen. Daher nehmen manche Naturforscher eine Zielstrebigkeit der Natur an, so daß sie selbst schon auf die Entwicklung höherer Lebensformen angelegt ist. Aber mit dieser Zielstrebigkeit wird nur etwas Unbegreifliches durch etwas noch Unbegreiflicheres erklärt, eine Teleologie ohne eine Intelligenz, welche sie denkt, eine unbewußte Vernunft ohne den Hintergrund einer Persönlichkeit — wahrlich da wird dem Denken Übermenschliches zugemutet.

Ich weiß wohl wie verpönt dieser Ausweg ist, beim Übergang von der niederen Stufe zur höheren ein schöpferisches Einwirken anzunehmen, innerhalb der einzelnen Stufen aber die natürliche Entwicklung zuzulassen. Aber entspricht das nicht dem

ganzen Walten Gottes, wie wir es aus Natur und Geschichte kennen? Nur an einzelnen Punkten tritt Gottes Eingreifen bemerkbar hervor und zwar in verschiedener Abstufung der Erkennbarkeit, in den Zwischenräumen finden wir überall ein Geschehen nach den Naturgesetzen und psychologischen Gesetzen. Ob und wie Gottes Walten auch mit dem natürlichen Geschehen zusammentrifft, das ist lediglich Sache des religiösen Glaubens und kann auf dem Wege exakter Forschung nicht nachgewiesen — aber auch nicht widerlegt werden. Ja, auch nicht widerlegt werden. Nach dem Prinzip der kleinsten Kräfte ist ein Einwirken auch auf das naturgesetzliche Geschehen denkbar, das auf experimentellem Weg nicht gefunden werden kann. Durch Einsetzen der allerkleinsten Kraft am richtigen Ort d. h. da, wo das Auseinandergehen verschiedener Ursachen zu Spannungen führt, können durch Verstärkung der einen oder Abschwächung der andern Ursache ganze Kausalreihen umgelenkt und durch planmäßiges Einsetzen solcher minimalen Kräfte bestimmte Zwecke erreicht werden. Es ist das nur eine Hypothese, welche aber das Walten Gottes auch im natürlichen Geschehen vorstellbar macht. In welchem Maße Gott von diesem unmerklichen Eingreifen Gebrauch macht, ob immer oder ob Gott auch darauf verzichtet und dem naturgesetzlichen Geschehen den Lauf läßt, darüber irgend eine Aussage zu machen geht über unser Vermögen. Auch in unserem eigenen psychischen Leben ist es uns unmöglich, Gottes Wirken genau festzustellen. Oftmals glauben wir Anregungen, Antriebe, Erleuchtungen von oben zu bekommen, oftmals finden wir keine Spur davon. Es ist das ja ein dunkles Gebiet, wo die auffallendsten Tatsachen berichtet werden, aber auch die größten Selbsttäuschungen vorkommen. Als allgemeine Regel werden wir festzustellen haben, daß Gott nur dem Suchenden helfend, stützend, stärkend entgegenkommt oder bei schweren Konflikten eine glückliche Lösung schafft. Daher erklärt es sich auch, daß nur der Suchende, Strebende, Ringende solche Erfahrungen göttlicher Einwirkung macht, Gottes Walten erlebt, während andere nichts davon wissen. Machen wir diese Regel des göttlichen Einwirkens auf unser geistiges Leben zu einem allgemeinen Gesetz des göttlichen Wirkens, so erklärt sich die Entwicklung der lebenden Wesen von der niedern zur höhern Stufe auf einfache Weise. Diejenigen Individuen derselben Art, welche am weitesten in der Entwicklung fortgeschritten waren, fühlten sich beengt in ihrem dermaligen Zustand, sehnten sich nach einer reicheren und freieren Entfaltung des Lebens. Diesem Sehnen kommt Gott entgegen, indem er solchen Lebewesen zu einer höheren Stufe der Entwicklung verhilft. Wir kennen Pflanzen, welche sich mit allen Fasern dem Licht, dem Wasser, einem reicheren Nährboden entgegenstrecken, sogenannte Luftwurzeln aussenden, durch Mauerspalten sich zwängen, auf dem Boden fortkriechen, an Bäumen oder Mauern emporklettern, wie nahe liegt das Verlangen sich fortbewegen zu können. Diesem Verlangen kam Gott entgegen und verhalf denjenigen Geschöpfen, welche sich auf der Stufe der Entwicklung befanden, wo Pflanzen und Tiere noch ungeschieden waren und das Protoplasma noch nicht in starre Formen gebannt war, zur freien Ortsveränderung. Es bildeten sich die Fortbewegungsorgane auf naturgesetzlichem Wege. Jeder Tierfreund weiß, wie nahe verwandt das psychische Leben der intelligentesten Tiere dem menschlichen ist, wie namentlich infolge des Verkehrs mit den Menschen etwas zutage tritt, das nicht

anders aufgefaßt werden kann denn als ein Verlangen, seine Gefühle und Gemütsbewegungen mitteilen zu können oder sich aus irgend einem qualvollen Zustand frei zu machen. Wenn alle Kreatur mit uns seufzt und sich sehnt (Röm. 8, 22), so erwartet sie ein helfendes Entgegenkommen. Ein solches nimmt der Apostel Paulus offenbar in Verbindung mit der Offenbarung der Kinder Gottes an. Wir können uns kaum recht vorstellen, wie solche Erhebung der Tierwelt auf eine höhere Stufe des Daseins sich vollziehen wird, aber der Gedanke legt sich nahe, eine solche Erhebung, welche Paulus von der Zukunft erwartet, auch in die Vergangenheit zurückzuverlegen. Denken wir uns unter den höchst organisierten lebenden Wesen solche Individuen, in welchen das psychische Leben am entwickelsten war, so ist zu vermuten, daß sie sich in der dem tierischen Leben eigenen Beschränkung unglücklich fühlten und deshalb ein Sehnen nach größerer Freiheit und reicherer Lebensentfaltung entstand, wie das der Apostel von der jetzigen Tierwelt annimmt. Da ist nun Gott diesem Sehnen entgegengekommen und hat ihnen zu einem menschenwürdigen Dasein verholfen, indem er die Entwicklung des nur psychischen Lebens zum pneumatischen einleitete und förderte, sowie die Entwicklung der unartikulierten Laute zur menschlichen Sprache. Wie verhält es sich nun aber mit denjenigen Individuen, welche diese Entwicklung nicht mitmachten? Es liegt ganz in der Richtlinie des von Paulus in der angeführten Römerstelle ausgesprochenen Gedankens, wenn man als die Absicht Gottes annimmt, daß die Fortgeschrittenen den Zurückgebliebenen, die Starken den Schwachen Beschützer und Wohltäter sein sollten. Dieser Gedanke scheint mir auch dem biblischen Schöpfungsbericht zu Grunde zu liegen, nämlich eine Art Freundschaft oder wenn man will väterlicher Bevormundung von seiten des Menschen gegenüber der ihm am nächsten stehenden Tierwelt. So ist das Herrschen über die Tiere (Gen. 1, 28) und das Herrschen des Mannes über das Weib (Gen. 3, 16) nach der göttlichen Absicht gemeint. Dieses Verhältnis ist in das Gegenteil umgeschlagen, nämlich in die Vergewaltigung des Schwächeren durch den Stärkeren, eine Tyrannei, welche sich von oben nach unten fortpflanzt und welche jetzt als „das Recht des Stärkeren" zu einem Naturgesetz in der Menschen- und Tierwelt geworden ist. Dadurch ist die Weiterentwicklung zum Stillstand gekommen, denn der Stärkere läßt den Schwächeren nicht mehr aufkommen. Erst das Christentum hat diesen Bann des brutalen Egoismus gebrochen und einer Entwicklung zu sittlicher Veredlung Bahn gemacht. Also physische, psychische und sittliche Entwicklung wo wir hinblicken, nach rückwärts und vorwärts in christlich-theistischer Beleuchtung und nach naturalistisch-atheistischer Weltanschauung. Welche von beiden die richtige ist und nicht bloß das Herz sondern auch das Denken am meisten befriedigt, ist mir nicht zweifelhaft und wird auch allgemein erkannt und anerkannt werden, je tiefer und gründlicher die Entwicklungslehre studiert wird ohne Voreingenommenheit auf der einen Seite, ohne Nachgiebigkeit an Modeströmungen auf der andern Seite.

Man wird diese Ausführungen skeptisch aufnehmen, da man gewöhnt ist, Bibel und Entwicklungslehre als unversöhnliche Gegensätze anzusehen. Ich gebe selbstverständlich zu, daß der biblische Schöpfungsbericht sich nicht mit der Entwicklungslehre deckt, ich gebe aber nicht zu, daß ein unversöhnlicher Gegensatz zwischen beiden besteht.

Schon das Sechstagewerk läßt deutlich Entwicklungsstufen erkennen, allerdings nicht einer allmählichen sondern sprungweisen Entwicklung. Allein man bedenke, daß die Bibel ihrer ganzen Tendenz entsprechend begreiflicherweise überall Gottes Tun in den Vordergrund zu rücken sucht, mehr als wir im natürlichen Geschehen bemerken. Der religiöse Glaube hat ein viel schärferes Auge für das Göttliche als für das Natürliche; er sagt: Gott donnert mit seinem Donner und tut große Dinge, wir sagen: es donnert und es geschehen große Dinge. Was speziell die Erschaffung des Menschen betrifft, so gebe ich unumwunden zu, daß der biblische Bericht sich mit keiner Deszendenztheorie vereinigen läßt. Aber ich frage, wie sollte die Erschaffung des Menschen einem Volk, das mit seiner Naturbetrachtung noch auf der kindlich naiven Stufe sich befand, anders anschaulich gemacht werden als durch das Beispiel eines Modelleurs, welcher aus Ton die Gestalt eines Menschen bildet so sprechend ähnlich, daß nichts mehr fehlt als der lebendige Odem. Wer einmal ein solches Kunstwerk hat entstehen sehen, der mußte unwillkürlich auf den Gedanken kommen: so und nicht anders hat Gott den ersten Menschen gebildet. Die Bibel ist ja nicht für Gelehrte geschrieben sondern für das Volk, auch für das kindliche Vorstellungsvermögen. Dazwischen tauchen auch andere Vorstellungen auf, welche auf ein tieferes und gereifteres Nachdenken schließen lassen. So Hebr. 11, 3: Durch Glauben werden wir inne, daß die Äonen durch Gottes Wort zugerichtet sind, damit nicht aus Erscheinendem das Sichtbare geworden wäre. Die Stelle kann nach dem Griechischen doch nicht anders verstanden werden als so: durch den Glauben erkennen wir vernunftmäßig (d. h. in Verbindung mit Nachdenken), daß die Äonen durch Gottes Wort zugerichtet wurden, damit nicht aus dem Erscheinenden das, was man sieht, entstanden wäre. Wie auch die Exegeten sich mit dem *εἰς τὸ μὴ γεγονέναι* abmühen mögen, der Wortlaut läßt kaum eine andere Deutung zu als die, daß ohne Gottes Eingreifen auch die *βλεπόμενα* aus dem *φαινόμενα* entstanden wären, aber die Weltentwicklung wäre nie geworden. Damit diese die von Gott gewünschte Richtung nehme, mußte Gott eingreifen. Was dann die *φαινόμενα* und *βλεπόμενα* betrifft, so liegt es nur zu nahe, bei jenen an gestaltlose aber leuchtende Stoffe zu denken von den schwachleuchtenden Gasen bis zu den glühend flüssigen Massen, bei diesen aber an Körper mit fest umschriebener Gestalt. A. Klemm.

Schweigen ist groß: es sollte auch große, stille Menschen geben. Schön ist es einzusehen und zu verstehen, daß kein Wort, ob bekannt oder unbekannt, auf Erden sterben kann. Th. Carlyle.



Der Spiritismus im Lichte von Hudsons Psychologie.[1]

Für Millionen von Menschen ist heutzutage der Aberglaube des Spiritismus zum Ersatz des religiösen Glaubens geworden. Sie haben das Christentum über Bord geworfen, aber nun läßt es ihnen keine Ruhe, sie möchten doch gern Gewißheit haben, wie es mit ihnen nach dem Tode sein wird. In ihnen sträubt sich etwas dagegen, daß nach dem Tode alles aus sein soll, da gehen sie zu den löcherichten Brunnen, die sich ihnen anderwärts darbieten. Nun will der Spiritismus einen handgreiflichen Beweis für die Unsterblichkeit liefern, indem er Gemeinschaft mit Geistern zu haben vorgibt, ja, er zitiert und befragt geliebte Tote, — was Wunder, wenn da viele ihm zufallen und hier die Gewißheit und einen eingebildeten Frieden suchen, den sie im Christentum nicht fanden, aus dem einfachen Grunde, weil sie falsch suchten, vor allem auch, weil das Christentum keinen handgreiflichen Beweis liefert, sondern eine moralische Tat, einen Willensakt verlangt.

Was ist nun vom Spiritismus zu halten? Viele sagen nun von vornherein: alles Humbug, Einbildung, Schwindel, Taschenspielerei. Dies ist ein einfaches Mittel, mißliebige und unerklärliche Tatsachen abzutun. Sollten denn so manche Gelehrte, Männer wie Zöllner, Wallace, Crookes, Du Prel und viele andere trotz sorgfältiger und wiederholter Untersuchung eine Beute des Betrugs und Irrtums geworden sein? Sollte, was sie mit Eifer und Überzeugung vertraten und vertreten, nicht doch vielleicht gewissenhafter und vor allem unbefangener Prüfung wert sein?

Wir müssen logischer Weise die Frage des Spiritismus in zwei Teilfragen zerlegen. Dies geschieht nicht immer, und deshalb scheitern so viele Versuche, die Sache aufzuklären. Unsere beiden Fragen lauten:

1. Sind die vom Spiritismus behaupteten Erscheinungen wirklich Tatsachen?
2. Lassen sich diese Erscheinungen **nur** durch den Geisterglauben erklären?

Die meisten Menschen bejahen von vornherein die zweite Frage, und da sie nun ebenso von vornherein an das Dasein von Geistern **nicht** glauben, so gehen sie wiederum von vornherein befangen an die erste Frage heran und glauben, sie verneinen zu dürfen. Die Folge ist, daß ihre Versuche nicht gelingen — weshalb, werden wir noch sehen — also, ist der Schluß: alles Unsinn und Betrug!

Wir wollen versuchen, den Gegenstand unbefangen zu prüfen.

Es läßt sich gar nicht leugnen, daß den spiritistischen Erscheinungen Tatsachen zugrunde liegen. Nehmen wir das einfachste spiritistische Experiment, das Tischrücken, jedermann kann es wiederholen, kann Fragen an den tanzenden Tisch stellen und wird mehr oder weniger verblüffende Antworten erhalten. Nicht weniger leicht ist das sogenannte automatische Schreiben zu beobachten. Gewiß, wenn man es nicht selbst beobachtet hat, ist man ungläubig, so ging es mir auch; aber nachdem ich beides selbst mitgemacht, nachdem ich gesehen, wie der Tisch unter meinen und eines anderen

---

[1]) Vergl. die früheren Aufsätze über Hudsons Psychologie S. 142, 205 u. 346.

Händen (bei ganz leichtem Auflegen derselben) förmlich durch das Zimmer tanzte, nachdem ich vernünftige und richtige Antworten erhielt (z. B. genaue Angabe einer in meinem Portemonnaie enthaltenen Summe) und endlich, nachdem ich selbst gefühlt hatte, wie meine Hand wie von unsichtbarer Kraft regiert ohne mein Bewußtsein Wörter auf ein Blatt Papier schrieb, — da mußte es mit meinem Zweifel vorbei sein, und es fragte sich jetzt für mich nur noch, ob die Tatsachen sich nur und vernünftiger Weise durch Tätigkeit von Geistern erklären lassen.

Es ist zunächst gar nicht nötig, daß alles wahr ist, was der Spiritismus an Erscheinungen darbietet; es ist sehr wohl möglich, daß vieles übertrieben, ja betrügerisch ist, allein das eben Gesagte sind für mich durchaus einwandfreie Tatsachen, und wenn ich nun weiß, daß z. B. Zöllner und seine Freunde so viele andere Dinge bei gewissenhaftester Prüfung als Tatsachen anerkennen mußten, dann habe ich keinen Grund, sie nicht auch auf jene Autoritäten hin als solche anzuerkennen, und es handelt sich daher jetzt um die Beantwortung der zweiten obigen Frage: Lassen sich diese Erscheinungen nur durch den Geisterglauben erklären?

Als Naturforscher suche ich zunächst nach einer natürlichen Ursache, und zwar, wenn es geht, nach einer Kraft, die wir auch sonst schon in der Natur kennen. Bekanntlich hat Faraday für das Tischrücken eine naturwissenschaftliche Erklärung zu geben versucht, indem er das Klopfen des Tisches auf Muskel- und Nervenreize der den Tisch berührenden Personen zurückführte, und es ist zuzugeben, daß die letzteren durch das lange Warten und Halten der Finger allgemach „nervös" werden können. Trotzdem muß diese Erklärung für jeden, der die Sache ernstlich und erfolgreich mitgemacht hat, völlig unzureichend sein, besonders angesichts der immer wieder zu machenden Beobachtung, daß der Tisch vernünftige Antworten gibt, welche keine der anwesenden Personen in jenem Augenblick hätte geben können.

Nun sind offenbar nur zwei Möglichkeiten vorhanden: entweder stammen die Erscheinungen von Kräften her, die in den mitwirkenden Menschen liegen oder von Kräften außer ihnen. Im letzteren Falle liegt die Geisterannahme sehr nahe, da es dann in der Tat unmöglich sein möchte, eine sonst bekannte Kraft als Ursache zu finden. Der Spiritismus nimmt a priori solche Geister an und durch Suggestion wird dieser Glaube auf die anderen übertragen, die an einer spiritistischen Sitzung teilnehmen. Für die meisten steht daher dann fest, daß es so sein muß. Ist dies wahr? Kann es nicht doch auch außer Nerven- und Muskelkraft im Menschen selbst etwas geben, was die Erscheinungen befriedigend und einfach erklärt?

Wenn wir etwas Derartiges finden, so ist es offenbar nicht nur unnötig, sondern sogar ganz ungerechtfertigt, eine so geheimnisvolle und dem gesunden Menschenverstand als Ursache des Tischrückens usw. widersprechende Kraft anzunehmen, wie es der Geist eines Verstorbenen sein muß.

Es ist nun Hudsons ganz unzweifelhaftes Verdienst, daß seine von uns besprochene Hypothese über die Natur des Menschen eine durchaus befriedigende Erklärung der spiritistischen Erscheinungen liefert. Dies muß entschieden dazu angetan sein, diese Hypothese noch wahrscheinlicher zu machen; denn nichts wird dem nüchternen Menschen mehr imponieren, als wenn es eine Lehre gibt, welche die spiri-

tistischen Erscheinungen erklärt und den Geisterglauben dabei zu gleicher Zeit zu schanden macht.

Folgen wir also Hudson auch in dieses dunkle Gebiet mit aller Unbefangenheit und Nüchternheit, die allein die Gewißheit und Wahrheit einer Ansicht gewährleisten kann. Es ist am klarsten hierbei, abweichend von Hudson, von der sogenannten Trance auszugehen, einem Zustand, der wohl noch immer angezweifelt wird, der aber trotzdem eine Tatsache ist. Man bezeichnet damit den schlafähnlichen Zustand spiritistischer Medien, in dem sie — wie dies vor einigen Jahren auch von der Frau Rothe in ihrem Aufsehen erregenden Prozeß erzählt wurde — religiöse und andere Reden usw. halten, die sie als von Geistern ihnen eingegeben erklären, der betreffende Geist eines Verstorbenen und auch gern eines berühmten Mannes soll aus ihnen reden. Dies wurde dann gläubig hingenommen.

Nun vergleiche man einmal diese Erscheinung mit den früher erörterten, daß Personen, die sich in hypnotischem Schlaf befinden, ebenso wie in Fieberdelirien usw. Reden halten, Gedichte machen, komponieren können, was sie sonst in wachem Zustande nicht könnten. Tatsächlich ist die Sache ganz ebenso, und wir haben daher nicht den geringsten Grund, hier eine andere Ursache anzunehmen als dort. Eine genauere Untersuchung hat bisher auch wohl stets gezeigt, daß die Reden usw. nicht Eigentum des Mediums waren, sondern daß es dieselben früher einmal gehört oder gelesen hat. Es weiß im wachen Zustand davon nichts, aber das subjektive Ich hat sie in seinem wunderbar vollkommenen Gedächtnis aufbewahrt und reproduziert sie nun. Hier braucht also von einer Geister-Erscheinung gar nicht die Rede zu sein: die Hypothese vom subjektiven Ich erklärt alles ganz ungezwungen und leicht.

Ganz ähnlich ist es, wenn das Medium auf Fragen, die man durch es an Verstorbene stellt, im Namen der letzteren antwortet. Das Medium glaubt, durch Suggestion beeinflußt, selbst, daß jener Verstorbene aus ihm redet. Meistens wird es dabei das sagen, was sein subjektives Ich infolge von Telepathie in dem subjektiven Ich des Fragenden liest. Allein nun kommen auch Fälle vor, in denen der letztere dies nicht geantwortetet haben könnte, weil er nicht daran dachte oder es gar nicht wußte. Dann wird der aus ihm gelesene Gedanke jedoch im Gedächtnis seines eigenen subjektiven Ichs gelegen haben, und dieses ist es ja, mit dem das Medium telepathisch verbunden ist.

Daß solch ein telepathisches Gedankenlesen eine Tatsache ist, soll sich nach Hudson auf folgende Weise sehr leicht dartun lassen. Mehrere Personen bilden, sich anfassend, einen Kreis, einer von ihnen sind die Augen fest verbunden. Nun wird eine Karte, allen außer der letzteren sichtbar, offen hingelegt. Alle denken gespannt an sie und beharren möglichst im Zustand der Passivität. Nach einiger Zeit wird der Person mit verbundenen Augen auf irgend eine Weise (symbolisch oder sonst vor seinen Augen als Bild erscheinend usw.) die Karte zum Bewußtsein kommen. Tritt dieses Experiment tatsächlich so ein, was ich persönlich nicht erlebt habe, so ist dies freilich ein nicht zu leugnender Beweis für das telepathische Gedankenlesen. Es soll dann auch möglich sein, ohne daß sich die betreffenden Personen berühren.

Wenn wir nun also an der Tatsache festhalten, die meiner Meinung nach

feststeht, daß das subjektive Ich ein wunderbares Gedächtnis hat, ohne daß das objektive davon etwas weiß, so leuchtet ein, daß es nicht nötig ist, daß der ein Medium Befragende die ihm telepathisch mitgeteilte Tatsache selbst eben weiß, er braucht sie nur früher einmal gewußt zu haben. Hierfür und für die andere wichtige Tatsache, daß Medien, die keine Ahnung von Spiritismus und Geisterglauben haben (also auch nicht in dieser Richtung suggeriert sind), ihre Antworten auch nicht Geistern von Verstorbenen zuschreiben, ist folgende höchst bemerkenswerte Geschichte durchaus beweisend. Sie wird berichtet in den „Proceedings of the Society for Psychical Research“ (April 1891, S. 23). Das Medium war ein 15jähriges Mädchen, das vom Spiritismus und automatischen Schreiben nichts wußte. Trotzdem übte sie letzteres aus. Auf die Frage: „Wer ist der Schreiber?“ folgte ein zunächst unleserliches Gekritzel. Das junge Mädchen verließ das Zimmer. Darauf wurde es dem Experimentierenden klar, daß jene Antwort lautete: „Henry Morton.“ Er suchte das junge Mädchen auf und fragte sie, ob sie diesen Namen schon einmal gehört habe. Sie antwortete, das sei eine Rolle in einem Weihnachtsspiel, die sie vor einem Jahr gespielt habe.

Hier hat also das subjektive Ich des Mediums nicht behauptet, daß es ein Geist sei, aus dem einfachen Grunde, weil ihm die Suggestion fehlte, es sei ein solcher; dagegen wirkte von jenem Weihnachtsspiel her auf das subjektive Ich bemerkenswerterweise noch die andere Suggestion, es sei Henry Morton, und dieser folgte es, weil in der Frage: „Wer ist der Schreiber?“ versenkt die Suggestion lag, es sei ein Dritter, der da schrieb.

Wir können hier unmöglich auf alle ähnlichen Erscheinungen eingehen, welche mit dem Spiritismus zusammenhängen. Es wird jedem leicht sein, sie auf das Prinzip des subjektiven Ichs zurückzuführen. Auch das „Hellsehen“ von Gegenständen und „Hellhören“ von Tönen (angeblichen Geisterstimmen) wird sich in vielen Fällen einfach durch diese Hypothese erklären lassen.

Etwas schwieriger ist dies jedoch mit einer weiteren Gruppe von Erscheinungen, bei denen eine Einwirkung auf materielle Dinge in Betracht kommt. Dahin gehört z. B. das Tischrücken, das Schreiben mit Stiften oder der Planchette (einem mit Füßchen versehenen kleinen Tischchen) oder auf Schiefertafeln und vor allem die „Levitationen“, bei denen schwere Gegenstände hoch in die Lüfte gehoben werden.

Wenn das Medium selbst mit Stift oder Planchette schreibt, so ist dies schon einfacher zu verstehen, weil hierbei ja das subjektive Ich direkt Herrschaft über das eigene objektive Ich, also über den ihm gehörigen Körper haben wird.

Etwas anderes ist es in den übrigen Fällen, weil es sich dabei um Bewegung von Dingen außerhalb des eigenen Körpers handelt, wobei dieser selbst nicht der Beweger sein kann.

Hudson macht, um dies befriedigend erklären zu können, eine weitere Annahme, nämlich die, daß das subjektive Ich imstande ist, auf die Materie einzuwirken. Nach allen Beobachtungen ist das Klopfen des Tisches beim Tischrücken nicht auf eine der sonst bekannten Naturkräfte zurückzuführen, ebensowenig das Schreiben auf Schiefertafeln. Dieses wird bekanntlich so gemacht, daß man zwischen zwei Tafeln ein

Stückchen Griffel legt, und dann die Tafeln zusammenklappt. Es beginnt dann ein Kritzeln und nachher stehen auf den Tafeln die Antworten auf die an das Medium gestellten Fragen. Professor Zöllner berichtet von zahlreichen Versuchen, die er in dieser Hinsicht mit dem bekannten Medium Slade gemacht hat. Hudson weiß von ähnlichen zu berichten. Was soll man nun dazu sagen? Wenn es also augenscheinlich keine gewöhnliche Naturkraft ist, die sich hier betätigt, dann wird es wohl eine geistige sein, und wenn dies der Fall ist, dann ist es entweder der Geist eines Toten oder eines Lebenden. Hudson macht darauf aufmerksam, daß doch auch immer ein menschlicher Körper dazu nötig ist, nämlich der des Mediums, und daß es daher doch wohl viel natürlicher ist, wenn es auch sein Geist ist, der hierbei wirkt. „Warum sollte der Geist eines toten Menschen in abnormer Verbindung mit dem Leibe eines lebenden mehr Kräfte besitzen, als der Geist eines lebenden in normaler Vereinigung mit seinem eigenen Körper?" Eine sehr richtige Bemerkung. Dies ist auch schon deshalb von vornherein wahrscheinlicher, weil sich ja mit dem subjektiven Ich des Mediums die anderen spiritistischen Erscheinungen so ungezwungen erklären lassen, weshalb soll denn nun also hierbei auf einmal ein fremder Geist nötig sein? Zu alledem kommt nun aber noch etwas hinzu, was durchaus beweisend ist: Die Antworten, welche man durch Klopfen und durch Schreiben auf einer Schiefertafel erhält, entsprechen ganz denen, welche ein Medium direkt mündlich erteilt, d. h. sie erfolgen immer aus dem Gedankengang und Kenntniskreis des Mediums selbst oder des Fragenden oder wenigstens eines Dritten, der mit beiden in telepathischer Beziehung steht. Wenn man aber Fragen stellt, die keiner beantworten kann, auch nicht aus dem verborgenen Gedächtnisschatz des subjektiven Ichs, — dann lautet die Antwort stets ausweichend. Wenn uns diese Tatsache zwingt, für die mündliche Antwort des Mediums sein subjektives Ich verantwortlich zu machen, dann ist dies für das automatische Schreiben und Tischklopfen doch ganz gewiß auch der Fall, und wir sind also sicherlich berechtigt, die Mitwirkung von abgeschiedenen Geistern in beiden Fällen ganz auszuschließen.

Wie nun das subjektive Ich die Fähigkeit und Kraft hat, auf jene materiellen Kräfte einzuwirken und sie zu bewegen, ohne sie selbst zu berühren, das zu beantworten sind wir zunächst außer stande, das können die Spiritisten aber auch nicht mit ihrem Geisterglauben erklären. Durch Telepathie und Suggestion läßt sich eben nur die Antwort selbst erklären, sowie die Art und Weise, wie das Medium zu derselben kommt, und das ist schon sehr viel wert. Ob es sich um eine etwaige sogenannte magnetische Kraft handelt, mag dahingestellt sein. Sie wird ja bekanntlich von der Wissenschaft noch immer, leider ohne absolut sichere Beweisführung, geleugnet. Die Wissenschaft sollte dieser wichtigen Frage endlich einmal gründlich zu Leibe gehen.

Worin wir mit Hudson kaum übereinstimmen können, das ist die Anerkennung von spiritistischen Geistern — Erscheinungen von Toten — Erscheinungen im Augenblicke des Todes und von Spukhäusern. Er hält viele von diesen Geschichten für wahr. Wenn sich ja nun auch nicht leugnen läßt, daß solche Dinge von sonst durchaus glaubwürdigen und nüchternen Menschen erzählt werden, so wird es

doch einem Menschen des 20. Jahrhunderts, der selbst Derartiges nicht erlebte, schwer, in solchen angeblichen Erscheinungen mehr als Ausgeburten der Phantasie zu sehen.

Immerhin aber ist es interessant, wie Hudson auch diese Dinge ohne Hilfe von Geistern zu erklären versucht. Er nimmt nämlich an, daß das subjektive Ich imstande ist, Phantasmen zu gestalten, welche den objektiven Sinnen anderer Menschen bemerkbar sind. Jene Phantasmen sind dann sozusagen „verkörperte Gedanken". Und in der Tat, jene bekannten Fakirgeschichten, die berichtet werden, scheinen für Derartiges zu sprechen. Hauptbedingungen für solche Phantasmen sind, daß das objektive Bewußtsein ganz oder teilweise aufgehoben ist, je mehr dies geschieht, desto fühlbarer werden die Schöpfungen des subjektiven Ichs den Sinnen anderer. Daher werden sie am stärksten sein, je mehr sich der Körper dem Tode nähert, am stärksten beim Tode selbst. Nach Hudson sind also solche Erscheinungen nicht Geister, sondern „Schöpfungen der subjektiven Wesenheit". Wie sie geschaffen werden, wird die objektive Intelligenz des Menschen nie verstehen; denn dies ist über unser Verständnis so erhaben, wie der Vorgang, durch den Gott die Welt schuf. „Wenn wir Götter sind, wie die Heilige Schrift uns lehrt, d. h. „Gottes Brüder" und „Erben Gottes und Miterben Jesu Christi", so dürfen wir annehmen, daß jener Teil des Unendlichen, welcher in jedem von uns verkörpert ist, in beschränktem Maße auch an seiner schöpferischen Kraft teil nehmen muß."

Näher können wir auf diese Dinge nicht eingehen, da wir ihre tatsächliche Grundlage bezweifeln, wer dies nicht tut, wird aber in Hudsons Hypothese eine einleuchtendere Ansicht finden, als in dem Geisterglauben.

Zum Schluß dieses Kapitels vom Spiritismus sei noch auf eines hingewiesen. Die Erscheinungen desselben sind wohl schon manchmal von wissenschaftlich ernsten Männern geprüft worden, aber gewöhnlich mit Voreingenommenheit gegen sie. Wenn die Versuche dann mißlangen, so schlossen sie auf Betrug und Taschenspielerei der Medien und Irrtum und Leichtgläubigkeit der Zuhörer. Vor diesem Urteil seitens seiner Kollegen ist auch ein so bedeutender Naturforscher wie Zöllner nicht bewahrt geblieben. Die Hypothese Hudsons scheint mir auch in sofern eine große Bedeutung zu haben, als sie auch ernsten wissenschaftlich forschenden Menschen die Möglichkeit gewährt, an die Tatsachen des Spiritismus zu glauben und von dieser Möglichkeit aus die Grundlagen des letzteren wirklich ernst und mit Aussicht auf Erfolg zu prüfen. Die Hypothese erklärt es ja nämlich selbst, weshalb die Versuche so oft nicht gelingen. Wenn das Medium tatsächlich, wie Hudson behauptet, fortwährend der Suggestion unterworfen ist, so wird es zur Ausübung seiner Tätigkeit auch eine für diese günstige Suggestion nötig haben. Wenn aber eine Gegensuggestion wirkt — und jeder Unglaube von Anwesenden ist eine solche, — so kann und muß dies störend wirken. Die einfachen Versuche mit dem Tischrücken zeigen, daß es in der Tat so ist: die Anwesenheit von Skeptikern stört das Gelingen. Jeder kann dies jederzeit nachprüfen. Es klingt lächerlich, wenn gesagt wird, es sei zum Gelingen solcher Versuche der Glaube daran nötig, die Skepsis hindere sie. Mir schien es auch lächerlich, bis ich Hudsons Erklärung kennen lernte. Nimmt man

seine Hypothese an, so ist jene Bedingung für das Gelingen der spiritistischen Versuche durchaus begreiflich.

Nach allem Gesagten sollte man also vorsichtig sein, einmal den Spiritismus in Bausch und Bogen für Humbug zu erklären, man verbaut sich und der Menschheit damit nur den Weg zur Erkenntnis von Kräften, von denen wir bisher keine Ahnung hatten, ja noch mehr, man leistet damit dem enormen Aberglauben, der mit dem Spiritismus verbunden ist, nur Vorschub und verhindert die Aufklärung, die nach vielen Erfahrungen der letzten Zeit unser erleuchtetes Jahrhundert wahrlich nicht weniger nötig hat, als irgend eines seiner Vorgänger. Das möge man bedenken.

Auch ist das andere nicht zu vergessen, daß man auf diese Weise den Medien Unrecht tut und sie, wenn man sie als Betrüger hinstellt, vielleicht noch mehr in ihr Verderben treibt. Gewiß, es wird viele geben, die Wahrheit mit Irrtum vermengen, und die in der Sucht, Großes zu leisten, neben ihrer wahren, im subjektiven Ich liegenden mediumistischen Kraft zu Taschenspielerkniffen greifen und so ihre Zuhörer täuschen. Auch dies kann man verhindern, nicht etwa dadurch, daß man kurzer Hand das Ganze als Schwindel bezeichnet und die Medien als Betrüger bestraft. Das windet den Medien in den Augen ihrer Anhänger sicherlich nur den Dornenkranz des Märtyrertums, macht die Sache noch ärger als vorher, gibt dem Spiritismus als Aberglauben und verderbliche Weltanschauung eine neue Kraft und führt ihm neue Anhänger zu. Statt der „Entlarvungen" versuche man es doch lieber mit Erklärungen, man kläre vor allem auch die armen, in einem falschen Wahn begriffenen Medien auf und nehme ihnen den Glauben an die sie regierenden Geister Verstorbener, stärke dagegen den Glauben an ihr eigenes subjektives Ich und seine Kraft, lenke diese in die richtigen und vernünftigen Bahnen und benütze sie, soweit es geht, zum Segen der Menschheit.

Neben diesem allen aber sehe ich in einer solchen unbefangenen Prüfung des Spiritismus vor allem die Möglichkeit zum Fortschritt der Erkenntnis unseres eigenen Wesens. Wir stehen darin wahrhaftig noch tief genug. Und wenn auch der Materialismus in der Wissenschaft so gut wie überwunden ist, — im Volk wirkt er nach, und durch so enorm verbreitete Bücher wie Haeckels „Welträtsel" wird er heute von neuem kolportiert, aufgefangen und geglaubt. Daß es heute in der verkappten Form des „Monismus" geschieht, macht gar nichts aus.

Hudsons Hypothese scheint mir wie keine andere der Neuzeit imstande zu sein, die Psychologie in neue, fruchtbare Bahnen zu lenken. Und dazu kann auch die Berücksichtigung des Spiritismus beitragen, wenn sie unter der unbefangenen Annahme eben der Hudsonschen Hypothese geschieht. E. Dennert.

Wer also groß, daß ohne Groll und Spott
Er schweigend sich an Erdensonnen wende,
Steht freilich einsam da — doch eins mit Gott!

Prinz E. von Schönaich-Carolath.

Der Glaube an einen heiligen Gott.

Beruht die innere Befähigung des Menschen, an einen heiligen Gott zu glauben, etwa auf der Kraft des denkenden Geistes oder auf irgend einem, so oder so formulierten Wissen? Setzt diese Befähigung nicht vielmehr die Ausbildung der sittlichen Anlagen des Gemütes voraus? Was weiß denn der denkende Geist von sich aus über den Unterschied von sittlich-gut und sittlich-böse? Er weiß ja davon von sich aus so wenig als über den Unterschied von süß und sauer! Erst wenn durch die rechten Einwirkungen auf das Gemüt das sittliche Bewußtsein des Menschen geweckt und gekräftigt ist, erst dann ist der Boden vorhanden, in welchem der Glaube an einen heiligen Gott wurzeln kann. So lange das nicht geschehen ist, fällt der Same aller menschlichen Rede und aller göttlichen Rede auf den Fels, auf das „Steinichte", und verdorrt.

Wo der Glaube an einen heiligen Gott nicht mehr waltet, da kann der Staat seine Hoffnung, daß der einzelne sich seinen Geboten unterordnen werde, nur noch auf drei Dinge stützen. Entweder auf die Furcht vor menschlicher Macht. Aber das ist eine gebrechliche Stütze, welche nur durch künstliche, die Kraft des Staates aufzehrende Mittel eine Zeitlang aufrecht erhalten werden kann, denn sie beruht auf der Furcht der Mehrzahl vor der Minderzahl. Oder der Staat gründet seine Hoffnung des Gehorsams auf das materielle Interesse aller. Aber das ist gleichfalls eine gebrechliche Stütze, denn sie hat zur Unterlage den Egoismus der einzelnen, welcher für sein Begehren keine Grenzen kennt und daher stets in Widerstreit mit dem Interesse aller kommt. Oder endlich der Staat gründet seine Forderung des Gehorsams auf den Respekt vor dem menschlichen Verstande, welcher die Gesetze des Staates erfunden hat. Und das ist die allergebrechlichste Stütze, zumal in Zeiten der Aufklärung, wo jeder einzelne soviel Verstand zu haben glaubt, als alle andern Leute auch. Der Verstand „will" von sich aus gar nichts. Unser Willensvermögen wurzelt nicht in unserem denkenden Geiste. Der Mensch muß daher notwendig die Beweggründe seiner Tätigkeit entweder aus seiner sinnlichen Natur und aus seinen materiellen Interessen, oder aus seiner sittlichen Natur und seinen sittlichen Überzeugungen schöpfen. Wo diese letzteren geschwächt sind oder ganz fehlen, da herrschen die materiellen Interessen, d. h. es herrscht der Egoismus, welcher den Krieg aller gegen alle und die Auflösung des Staates in seinem Schoße trägt.

Und ebenso, wie der Staat nicht bestehen kann, ohne den Glauben an einen heiligen Gott, ebenso ist dieser Glaube die unerläßliche Bedingung für das innere Gedeihen des einzelnen Menschen. Der einzelne Mensch ist innerlich glücklich, innerlich „gesund" nur unter der Bedingung, daß sein Gemüt in der rechten Verfassung ist. Steht es dort, wie es soll, dann mag er für seine Person manches entbehren, worin andere, obwohl vergeblich, das Glück suchen. Diese richtige Verfassung des Gemütes ist aber nichts anderes, als jener Seelenfriede, welcher zugleich der Friede mit Gott ist, jener Friede, welchen auch der ärmste an Geist haben kann, so gut als der reichste an Geist, und welchen der reichste an Geist so wenig entbehren kann, als der ärmste an Geist. Dieser Friede des Gemütes ist nicht die Frucht

einer sentimentalen Träumerei oder einer weinerlichen Kopfhängerei, so wenig, als er die Frucht der Geistesbildung oder irgend eines Wissens ist. Er ist die Frucht eines guten Gewissens. Er wurzelt in dem demütigen Bewußtsein unserer Unvollkommenheit und unseres Bedürfnisses der göttlichen Gnade. Er ist durchdrungen von kindlichem Vertrauen auf Gottes väterlichen Schutz in allen Lagen des Lebens und in der Stunde des Todes. Wo dieser Friede fehlt, da wird kein Mensch seiner leiblichen und geistigen Güter froh, da fehlt jeder Trost im Unglück.

Unsere moderne Bildung rechnet diese Wahrheiten unter die überwundenen Standpunkte. Ihr ist der Mensch nur eine Verbindung von Körper und Geist, und sie bestrebt sich daher, auch die sittlichen Bedürfnisse des Menschen, soweit ihr diese überhaupt noch am Herzen liegen, durch Geistesbildung zu befriedigen. Deshalb sucht namentlich auch die elterliche Erziehung ihre Aufgabe immer ausschließlicher durch den Unterricht zu lösen, welchen sie ihren Kindern geben läßt, während in den Gemütern dieser Kinder das Unkraut der Genußsucht und des zuchtlosen Eigenwillens lustig emporwuchert. Dann vervielfältigt der Staat die Gesetze und die Hüter des Gesetzes, während die Gesetzlosigkeit in aller Herzen ist. Aber dann melden sich auch die Folgen. Dann kommt jene tödliche Leere der Gemüter und jene innere Zerrissenheit, welche den Reichsten mitten in seinem Wohlleben und den Gebildeten mitten in seinen geistigen Zerstreuungen erfaßt und mit Lebensüberdruß erfüllt. Dann rühren sich die Leidenschaften der Massen und rütteln an den Grundlagen des Staates. Dann lösen sich die Bande der Ordnung und der Geselligkeit, und es befragen sich ängstlich die Gebildeten, aus welchem Winkel Asiens wohl die Barbarenhorden kommen werden, welche zu unserem Heile uns neue Lebenskraft einflößen sollen. So folgt ein unwürdiges Verzagen dem Übermut unserer sich selbst überschätzenden Verstandesbildung.

A. Henschel.

Wenn Gott einen Menschen recht an sich fesseln will, dann ruft er seinen treusten Knecht, seinen zuverlässigsten Boten, das ist die Sorge, und sagt zu ihm: „Eile ihm nach, hole ihn ein, weiche nicht von seiner Seite! und kein Weib kann sich inniger an ihn anschließen als die Sorge.

Sören Kierkegaard.

Die Zigeuner und ihre Religion.

Unter Kaiser Sigismunds Regierung im Jahre 1417 betrat in langen Zügen vom Orient her ein in Sprache und Sitte fremdes Volk die deutschen Grenzen. Es war das Volk der Zigeuner. Kaiser Sigismund erteilte ihm als König von Ungarn im Jahre 1423 einen Schutzbrief und eigene Gerichtsbarkeit.[1])

Dies Volk wurde anfangs mit Staunen betrachtet und bemitleidet, aber recht bald als Landplage erkannt, gefürchtet und gemieden, so daß endlich die Reichsobrigkeit ihnen manche harte Beschränkung auferlegen mußte. Der Reichsabschied

[1]) Siehe Opelius, Rerum Boic. scriptor. Augsburg 1763. I. 21.

vom Jahre 1497 bestimmte, daß jede Landesobrigkeit nach ihrem Gutdünken mit ihnen handeln könnte, und schon im folgenden Jahre 1498 verordnete der Reichstag zu Speier, daß die Zigeuner als Verräter an den Christenlanden aus dem Reiche auszuweisen seien. Die Reichspolizeiverordnung von 1500, § 28, bestimmt, daß die Zigeuner Verräter seien, die der Christen Länder auskundschafteten, weshalb sie binnen drei Monaten das Land zu verlassen hätten. Damals begann eine große Verfolgung der Zigeuner. Nur der Palatin von Ungarn, Graf Georg Turzo, duldete sie in seinem Gebiet, und gewährte ihnen am 20. Februar 1616 einen ähnlichen Schutzbrief wie Kaiser Sigismund.[1]) Die damalige Grafschaft Reuß dagegen erließ am 11. Juni 1711 eine Verordnung, daß, wenn Zigeuner innerhalb acht Tage nach Veröffentlichung der Verordnung reußische Lande betreten würden, sie, einerlei ob mit Pässen versehen oder nicht, mit Hab und Gut, Leib und Leben, verfallen seien. Die Männer sollten auf der Stelle niedergeschossen, die Weiber und Kinder aber in die nächsten Ämter geliefert werden, die Weiber mit der Rute gestrichen und den Galgen an die Stirne gebrannt erhalten. Die Kinder aber dagegen zur christlichen Auferziehung versorgt werden. Auch Friedrich Wilhelm I. von Preußen befahl in einem Edikt vom 5. Oktober 1725, daß die Zigeuner, welche die Königlich preußischen Staatsgebiete betreten, falls sie über 18 Jahre alt seien, ohne Unterschied des Geschlechts mit dem Galgen zu bestrafen seien.[2]) Alle diese Maßregeln von unmenschlicher Strenge hatten jedoch wenig Erfolg. Die Fremdlinge blieben, ertrugen die auf sie gehäuften Übel und verbreiteten sich bald, durch neue Zuzüge verstärkt, über ganz Europa.[3]) Schon der Dominikanermönch Hermann Cornerus von Lübeck schreibt von dieser Tatsache.[4])

Viele Versuche sind gemacht worden, Abstammung, Herkunft und Geschichte dieses Volksstammes zu erforschen. Bis zum Jahre 1835 beschränkt sich die Zigeuner-Literatur in Werken verschiedener Art und auf Versuche, das mystische Dunkel zu enthüllen. Da erschien das erste Werk über die Sprache der Zigeuner von Graffunder,[5]) dem 1844 das berühmte Werk des Hallenser Professors Pott folgte.[6]) Diese beiden Werke empfehle ich jedem, der sich über Sprache oder Herkunft der Zigeuner orientieren will. In neuerer Zeit haben sich noch ausführlich mit den Zigeunern befaßt Wliskoki, Erzherzog Josef von Österreich, von welchen beiden auch je eine Zigeunergrammatik existiert. Da die gegenwärtige Abhandlung sich hauptsächlich mit

---

[1]) Nach Grellmann, Historischer Versuch über die Zigeuner. Göttingen 1787. Seite 349.

[2]) Avé-Lallemant. Das deutsche Gaunertum. Leipzig 1885.

[3]) Schon 1612 schrieb der Verfasser von Don Quxote. Cervantes, in Spanien seine allbekannte Novelle „la Gitanilla“ (Das Zigeunermädchen) und am anderen Ende Europas, in Rußland, erschien gleichzeitig „Die Zigeuner von Moskau“. Ein Zeichen, daß an beiden Enden Europas schon Anfang des 17. Jahrhunderts Zigeuner waren.

[4]) Cornerus Chronicon in Eccardi corp. hist. med. aevi. II. Seite 1225.

[5]) Graffunder, Über die Sprache der Zigeuner. 1835.

[6]) Pott Dr. A. F., Die Zigeuner in Europa und Asien. Halle 1844—45, C. Heynemann. 2 Bände.

dem religiösen Leben der Zigeuner befassen will, seien hier nur einige kurze Züge ihrer Geschichte erwähnt.[1])

Gleich bei ihrem ersten Auftreten in Deutschland, und auch heute noch, gaben und geben die Zigeuner an, aus Ägypten zu stammen, aus welchem sie vertrieben seien, um für ihre Sünden zu büßen. Die einen behaupten, sie seien die Nachkommen des Ismael, des Sohnes Abrahams. Als Verfasser dieses, gelegentlich eines Besuches in einem Zigeunerdorfe an der untern Donau mit Hilfe von Übersetzern den Leuten 1. Mose 16, 7 bis Schluß vorlas, entstand eine lebhafte Debatte unter ihren Stammesältesten über die Geschichte des Ismael, ihres angeblichen Stammesvaters. Sie behaupteten, daß ihnen der Zorn Gottes die Last aufgelegt habe, ein so verächtliches Dasein unter den anderen Völkern führen zu müssen, wie es in genannter Bibelstelle von Ismael gesagt wird. Andere sagen,[2]) daß Gottes Zorn ihre Hand mit einem ewigen Wanderstab belastet habe, weil ihre Väter das vor der Verfolgung des Königs Herodes flüchtige Jesuskind zurückgestoßen hätten. Noch andere behaupten, daß ihnen der Papst mehrjährige Wanderung geboten, weil ihre Vorfahren den Glauben an den einigen Gott und dessen Sohn Jesus Christus verlassen und sich falschen Göttern zugewendet hätten. Alle behaupten aber, aus Ägypten zu stammen. Liebig ist der Meinung, daß diese Behauptung einem wohlberechneten Zwecke dienen soll. Da Ägypten in Europa früher als das Land der Zauberei galt, seien die Zigeuner der Meinung, daß die angebliche ägyptische Abstammung den Aberglauben der Menschen von der Wirksamkeit ihrer Zauberkunst noch mehr überzeuge. So dunkel auch ihre Geschichte ist, jedenfalls darf man annehmen, daß der Ursprung der Zigeuner auf Hindostan zurückzuführen ist, wie auch Pott und Grellmann die Verwandtschaft der Zigeunersprache mit der indischen Sprache, namentlich dem Sanskrit, nachweisen. Hierauf wies Rüdiger schon 1782 hin.[3]) Andererseits weist auch die Farbe ihrer Haut, die Gelenkigkeit ihrer Glieder auf asiatischen Ursprung hin. Dazu kommt noch, daß sie selbst erzählen, ihr Stamm sei vor nicht zu berechnenden Jahren von einem weit hinter Persien hausendem Volk bedrängt und immer weiter nach Westen getrieben worden. Diese letztere Sage hat, nach Liebig, viel Wahrscheinlichkeit geschichtlicher Tradition. Auch weist ja ihre Unterwürfigkeit, ja auch die Tatsache, daß die Zigeunersprache das Wort Freude oder einen verwandten Begriff nicht hat, darauf hin, daß dem Zigeuner in seinem Heimatland ein trauriges Dasein beschieden gewesen sein mag. Man hat versucht, Parallelen zwischen den Juden und den Zigeunern nachzuweisen.[4]) Dies kann nur in Bezug auf die Zerstreuung unter andern Völkern, und starres Festhalten

---

[1]) Wem etwa das Werk von Grellmann zur Verfügung steht, dem sei es zum Studium über diese Frage besonders empfohlen, da es ein gründliches Buch ist, welches von Kompilatoren gründlich geplündert wurde, z. B. von Tetzner (in seiner Geschichte der Zigeuner, ihre Herkunft, Natur und Art. Weimar 1835).

[2]) Nach Dr. jur. Richard Liebig. Leipzig 1860, F. A. Brockhaus. S. 12.

[3]) Rüdiger, Neuster Zuwachs der Sprachenkunde. Leipzig 1782.

[4]) J. B. Urban, Die Zigeuner und das Evangelium. Striegau 1906. S. 10. Und Klemm, Allgemeine Naturgeschichte der Menschheit. Bd. 9, S. 273—84.

an ererbter Sitte und überkommenem Gebrauch[1]) gelten. Bei näherer Betrachtung zeigt sich hier sofort ein gewaltiger Unterschied. Die Juden haben eine überlieferte, im Alten Testament niedergelegte Geschichte, die Zigeuner haben keine und können deshalb auch keine Zeitrechnung haben. Nur die Sage deutet schüchtern auf ein vormals selbständiges Volk zurück. Während die Juden sich an große herrliche Taten erinnern, z. B. an die Zeit der Makkabäer, und in deren Gedächtnis sich erbauen können, sind die Zigeuner nie ein in die Weltgeschichte eingreifendes und für diese bedeutsames Volk gewesen. Seit ungezählten Jahren wandeln sie, ein düsterer Schatten nur, über die Erde. Der Jude schmiegt und biegt sich, ja er verkriecht, verbirgt und verleugnet sich, sobald es sein Vorteil erheischt oder die Not gebietet. Der Zigeuner aber bleibt in stolzem Selbstbewußtsein, findet auch äußerlich insofern einen unterscheidenden Ausdruck, als der Zigeuner stets von seiner „Nation", der Jude nur von „seinen Leuten" zu sprechen pflegt.

Der Jude ist tätig und emsig, sucht überall Gewinn und strebt unabläßig mit nie ermüdendem Eifer nach Erwerb und Reichtum; der Zigeuner dagegen ist träge und faul, gedenkt künftigen Bedürfnisses nicht und lebt ohne Vorsorge für die Zukunft nur dem heutigen Tage.

Wenn der Jude bemüht ist, sich dauernden Wohnsitz, Haus und Herd zu gründen, und wenn er bürgerliche Rechte sucht in fremden Landen, so verschmäht der Zigeuner die Wohltat stehender Herberge und zieht (gleichviel, ob geborener oder erzogener Vagabund) der ihm stagnierend erscheinenden Ruhe und dem gesicherten Besitze die Zufälligkeit des Obdaches und des Erwerbs vor. Der Jude findet für die von Vorurteil erzeugte und genährte, von Mißgunst, Neid und Eigennutz ausgebeutete, ihn allenthalben begleitende unchristliche Verachtung Ersatz in Schätzen und Gold; bei seiner politischen Unselbständigkeit und Bedrückung auch Trost und Hoffnung in der Erwartung seines Messias, der ihn aus Schmach und Elend erheben, in das gelobte Land zurückführen und seine Herrschaft dereinst aufrichten werde über alles Volk und alles Land. Der Zigeuner dagegen kennt sein Los und weiß, daß bessere Zukunft seiner nicht wartet.

Der Zigeuner ist ein eigentümlicher Mensch, den man nicht nach dem Maßstab der Zivilisation beurteilen darf. Von Natur verschmäht er es, sich auf einen ihm unbegreiflichen Standpunkt zu erheben; und da ihm Sitte und Verfassung anderer Menschen unverständlich ist, sind auch alle Versuche, die Zigeuner von ihrem Wanderleben abzubringen und sie anzusiedeln, gescheitert. In Österreich wurden diese Versuche seit 1768, in Preußen bis zum Jahre 1837 und in England durch eine Gesellschaft seit 1728 gemacht. In diesen drei Ländern hatte man wenig Erfolg, weshalb Preußen 1837 den Plan aufgab. Nach dem neuesten Erlaß des Reichskanzlers scheint man in Deutschland den Gedanken an eine Ansiedelung der Zigeuner wieder aufgenommen zu haben, hoffentlich mit mehr Erfolg als zu Anfang des 19. Jahrhunderts zu Friedrichlohra bei Nordhausen, von welchem Versuche man eigentlich sagen kann, daß er durch die Ungeschicklichkeit der plump eingreifenden

[1]) Betreffs der Juden: Tacitus, Hist. V, 4. 5.

Regierung und dem Mangel an Verständnis für die Art der Zigeuner gescheitert ist. Denn mit Gesetz und Zwang und gewaltsamer Entziehung der Kinder wird man wenig bei diesem freiheitsliebenden Volke ausrichten, weil es sie negiert. Der Zigeuner bestreitet die Berechtigung des Gesetzes sich gegenüber, ja er verwirft alle Vorteile, die es ihm eventuell schaffen kann, in dem stolzen Bewußtsein, oder wenigstens der Meinung, daß er mehr als andere Menschen ein selbständiges Wesen sei, das keine andere Aufgabe habe, als seine Selbständigkeit zu bewahren. Daher lehnt er jede Vermengung mit anderen Menschen ab. De Gerando hat festgestellt, daß in dem Charakter zwischen dem Zigeuner von Ungarn und dem französischen in den Pyrenäen kein Unterschied zu finden sei, sondern daß sie überall dieselben Gewohnheiten und Laster an den Tag legen.[1]) Man hält den Zigeuner immer für verlogen, aber gegen seinesgleichen ist er stets offen und ehrlich, so daß zivilisierte Menschen in diesem Punkt von ihm lernen könnten. Diese Ehrlichkeit tritt selbst dann zum Vorschein, wenn sie ihm Nachteil bringt. Ich hatte wiederholt Gelegenheit, dies zu beobachten, ja wahrzunehmen, daß diese Ehrlichkeit sich auch auf Freunde, die ihr Vertrauen errungen haben, erstreckt; so verteilte ich in einer Zigeunerkolonie im Banat einmal Bibeln an die Zigeuner, welche lesen konnten. Da trat ein mir bis dahin unbekannter Zigeuner, der nicht zu dieser Kolonie gehörte, herzu und bat auch um eine Bibel, da sein Bruder lesen könne. Da erklärte zu meinem Staunen der Stammesälteste oder Richter in serbischer Sprache: „Der Herr ist ein Freund der Zigeuner," worauf der andere sofort die Bibel zurück gab mit der ehrlichen Erklärung: „Mein Bruder kann nicht lesen, mir hat nur der Einband gefallen und ich dachte mein Zimmer damit zu schmücken." Der Vorstand des fürstlichen Kriminalgerichts zu Lobenstein [2]) erzählt in seinem Werk über die Zigeuner, daß ihm einst ein solcher eingebracht wurde, den alle Polizeiblätter als hartnäckigen Verleugner seiner Zigeunerabkunft schilderten. Er versuchte auch diesem Richter gegenüber seine Abkunft zu leugnen, worauf dieser ihn in der Zigeunersprache mit den Worten überraschte: „Du bist ein Zigeuner, ich bin es auch, sprich die Wahrheit!" Sofort kreuzte der Zigeuner die Arme über der Brust und antwortete mit tiefer Verbeugung: „Ich bin es." Eine weitere Eigenschaft der Zigeuner ist, daß sie sich nie vor Gespenster fürchten, ja, daß ihre Sprache das Wort Gespenster und Geister gar nicht kennt. Er kennt nur „Toter" und „Seliger Leib". Zwar glaubt er an Vorbedeutungen, wie alle Völker des Altertums. So gilt ihm z. B. die Elster als Zankvogel. Sein scheinbarer Aberglaube ist Geschäft. Von Haus aus ist er furchtsam und feig, höflich, geschmeidig, kriechend und von begehrlicher Natur. Dabei hat er eine große und zärtliche Liebe zu seinen Kindern, die nicht selten in verderbliche Schwäche übergeht. Nur im Zorn, dem er sich leicht mit Heftigkeit hingibt, vermag er sie zu züchtigen, aber der Züchtigung folgt stets die bereuende Liebkosung. Die sonstigen moralischen Eigenschaften der Zigeuner verbinden sonst oft schwer zu vereinende Gegensätze. Er kann z. B. üppig und genügsam, karg und verschwenderisch sein, je nachdem die Verhältnisse es bedingen. Vor dem Geiz schützt ihn der Mangel. Er

[1]) De Gerando, Siebenbürgen und seine Bewohner. Leipzig 1845. S. 123.
[2]) Liebig, Die Zigeuner.

rd selten Sklave einer Leidenschaft; obwohl er schamlos ist, findet man selten einen
geuner, dessen Geist oder Körper durch den entnervenden Einfluß der Sinnlichkeit
s dem Gleichgewicht gebracht wird. Für Ehrgefühl nach den Begriffen der
ltur nicht empfänglich, hat er Arbeitsscheu und Faulheit, Leichtsinn und Lügen-
ftigkeit mit manchen zivilisierten Menschen gemein, während er durch ungewöhnliche
ankbarkeit und Anhänglichkeit gegen die, welche sich seiner annehmen oder ihn
ch nur freundlich und rücksichtsvoll behandeln, viele andere Menschen beschämt.

Dagegen ist er mitleidlos, ja grausam gegen die Tiere. Seine Pferde strengt
bei knapp zugemessenem Futter bis zum Übermaß an und vergilt ihre übermäßige,
ertriebene und eben darum vergebliche Anstrengung mit unbarmherzigen Schlägen.
it Gleichgültigkeit, wenn nicht mit Vergnügen, sengt er dem gefangenen, noch
enden Igel die Stacheln vom Leibe.[1])

Das sind widerwärtige Züge, welche kaum eine Versöhnung, wohl aber eine
türliche Erklärung zulassen. Der Zigeuner, der selbst als verfolgtes, gejagtes und
peinigtes Geschöpf auf der Erde umherläuft, sucht und findet vielleicht eine Genug-
ung darin, daß er nicht allein das gequälte Geschöpf sein, sondern auch Gewalt
d Macht haben will, andere Geschöpfe zu quälen.

So abgehärtet der Zigeuner auch gegen Hunger und Durst, gegen Hitze und
älte, überhaupt gegen jeden Einfluß widriger Witterung sein mag, so empfindlich
er für unmittelbaren Körperschmerz.

Ungeachtet seiner Dürftigkeit, seiner Armut, seines Jammers und seines Elends
ngt der Zigeuner doch außerordentlich am Leben und läßt sich von der Furcht vor
m Tode unnatürlich beherrschen und hat mit dem Tiere vor dem zivilisierten
lenschen voraus, daß er sich nicht selbst mordet.

Wenn nun die Religion, wie Geschichte und Erfahrung lehrt, mit eines jeden
olkes Weltanschauung, Sitten und Gebräuche im innigsten Zusammenhange steht,
ist es nach dem bisher Gesagten leicht faßlich, daß auch das religiöse Leben der
geuner ein ganz eigenartiges sein muß. Zwar ist es bis jetzt noch niemand ge-
ngen, die religiöse Auffassung der Zigeuner voll und ganz zu ergründen. Den
ößten Verdienst in dieser Beziehung haben Dr. Liebig und Dr. Heinrich v. Wlis-
ki errungen. Ersterer, indem er sich intimer mit Philosophie, Religion und Welt-
schauung der Zigeuner befaßte, und letzterer dadurch, daß er die Sagen und
lärchen der religiösen Mythen der Zigeuner sammelte.[2]) Freilich bleibt es dunkel,
f welche Grundlage sich die Auffassung des höchsten Wesens bei den Zigeunern
siert, da man überall eine Verquickung von christlichen und heidnischen Vorstellungen
ahrnimmt. Liebig hat darum auch mehr nach der Geschichte und nach der Sprache
r Zigeuner seine Schlüsse gezogen und kommt zu folgendem Resultat: „Von
eligion kann bei dem Zigeuner im landläufigen Sinne nicht die Rede sein, denn
haben keinerlei Kultus, keine Gebräuche, kein Symbol. Vergebens sucht man

[1]) Der Igel ist ein Leckerbissen der Zigeuner.

[2]) Wliskoki, Märchen und Sagen der Zigeuner. Berlin 1886, Nikolau. Und „Eine
chöpfungssage der transilvanischen Zigeuner." Brehnars Revue für geistliches Leben für
le Völker von Pol zu Pol. 1. Jahrg., 1. Heft.

selbst Erinnerungen in und aus heidnischen Tempeln. Der Zigeuner glaubt und an ein höchstes Wesen, das er „Großer Gott im Himmel“ nennt und führt dessen Namen bei jeder Gelegenheit oft bewußtlos im Munde. Er nennt ihn „o baro devel“ und hat für ihn keinen Plural, woraus man schließen kann, daß Vielgötterei bei den Zigeunern nie bekannt war.“ So weit Liebig. Aus eigener Erfahrung kann ich hinzufügen, daß die Vorstellung der Zigeuner von diesem höchsten Wesen unklar und verschwommen ist. Jedenfalls hat Gott nach der reinen zigeunerischen Auffassung keinerlei gute Eigenschaften und gleicht mehr einem Teufel als einem Gott. Es muß zwar berücksichtigt werden, daß durch Unterlaufen christlicher Anschauungen die Vorstellung des Zigeuners von Gott oft noch seltsamer wird. Jedenfalls fürchtet er Gott und liebt ihn nicht. Liebig schließt aus dieser Tatsache den hindostanischen Ursprung der Zigeuner, weil in den hindostanischen Religionen Gott auch ein gefürchtetes Wesen ist. Von dem großen Gott kommen nach den zigeunerischen Anschauungen Blitz und Donner, Schnee und Regen;[1]) auch läßt er seine Lichter am Himmel brennen. Daß Gott auch Wohltaten spende, davon weiß der Zigeuner nichts.[2]) Den Regen kann er nicht als einen Segen Gottes betrachten, da er ihn bei seinen Wanderungen und beim Übernachten unter freiem Himmel hindert und das Gedeihen der Feldfrüchte für ihn kein Interesse hat. — Die Erde aber betrachtet der Zigeuner als Mutter alles Guten, und in Bezug auf sie sind die Meinungen der Zigeuner verschieden. Bei den ältern Stämmen bestand jedenfalls die Anschauung, daß die Erde unerschaffen und von Ewigkeit sei; die jüngern Stämme dagegen, und vor allem die transsilvanischen Zigeuner, kennen einen Schöpfungsbericht derselben, der in großen Zügen etwa folgender ist:

Gott hatte Langeweile, weil er allein war und die ganze Welt nur aus einem großen Wasser bestand. Da wollte er eine Welt erschaffen, wußte aber nicht, wie er es machen sollte; da warf er seinen Stock ärgerlich ins Wasser, der zu seinem Erstaunen zu einem Baum wurde, und als er näher hinsah, saß der Teufel darunter, der lächelnd sprach: „Guten Tag, mein guter Bruder! Du hast keinen Bruder und keinen Freund; ich will dir ein Bruder und ein Freund sein!“ Gott freute sich und sprach: „Nicht sei mein Bruder, sondern nur mein Freund! Ich darf keinen Bruder haben!“ Neun Tage waren sie zusammen und fuhren auf dem großen Wasser herum, und Gott sah, daß ihn der Teufel nicht liebte. Einmal sagte der Teufel: „Mein guter Bruder, wir zwei leben schlecht, wenn nicht noch mehrere sind, ich möchte noch andere erschaffen!“ — „Erschaffe denn auch andere!“ sagte Gott. — „Aber ich kann nicht,“ erwiderte der Teufel, „ich wollte schon eine große Welt erschaffen, aber ich kann nicht, lieber Bruder!“ — „Gut!“ sagte Gott, „ich will eine Welt erschaffen! Tauche in das große Wasser hinunter und hole Sand, aus dem Sand will ich eine Erde machen.“ Da sprach der Teufel: „Wie willst du aus dem Sande eine Erde machen? Ich verstehe es nicht!“ Und Gott erwiderte: „Ich spreche meinen Namen aus und Erde wird aus dem Sande! Geh und bringe

[1]) In der Zigeunersprache heißt der Blitz „Gottes Feuer“, der Donner „Gottes Zorn“, die Sterne „Gottes Lichter“.

[2]) Ich halte mich im Nachfolgenden an Liebigs Ausführungen.

and!" — Der Teufel tauchte unter und dachte, daß er sich eine Welt erschaffen
rde, und als er Sand hatte, da nannte er seinen Namen, aber der Sand brannte
und er warf ihn weg. Als er ohne Sand zu Gott kam, sagte er: „Ich finde
nen Sand!" Gott sprach: „Geh nur und hole Sand!" Neun Tage lang holte
Teufel Sand und sagte dabei immer seinen Namen, aber der Sand brannte ihn
d er warf ihn weg. So heiß wurde der Sand, daß er den Teufel immer ver-
annte und er am neunten Tage ganz schwarz war. Er kam zu Gott und dieser
gte: „Du bist schwarz geworden! Du bist ein sehr schlechter Freund! Geh und
le Sand, aber sprich nicht deinen Namen aus, denn sonst wirst du ganz verbrennen."
er Teufel ging abermals und brachte endlich Sand. Da machte Gott daraus eine
rde und der Teufel freute sich sehr und sprach: „Hier unter dem großen Baume
ohne ich; und du, lieber Bruder, suche dir eine andere Wohnung!" Da zürnte
ott und sprach: „Du bist ein sehr schlechter Freund! Dich brauche ich nicht!
eh weg!" [1])

Bei näherer Betrachtung dieser Erzählung merkt man deutlich den Einfluß
s biblischen Schöpfungsberichtes.

Man kann daher von dieser Sage aus keine Schlüsse auf die Urreligion der
igeuner ziehen. Spekulativ könnte man ja allenfalls annehmen, daß der Sand, den
r Teufel auf dem Grunde des Wassers findet, der also unerschaffen ist, in Ver-
ndung mit der frühern Anschauung der Zigeuner, daß die Erde unerschaffen sei,
inde, aber das wäre eine gewagte Spekulation. Ebenso leicht ist es möglich, daß
r unerschaffene Sand mit dem biblischen Ausspruche, „daß man das Trockene sehe," [2])
Verbindung stehe. Mag dem sein, wie es wolle, dem Zigeuner gilt die Erde
s eine heilige Mutter, der er Verehrung zu zollen hat und viel Gutes verdankt.
n vorstehender Sage wird der Teufel erwähnt, für den der Zigeuner, wie schon
us der Erzählung hervorgeht, keinen rechten Begriff hat; nur soviel steht fest, daß
r Zigeuner den Teufel nicht dem schaffenden und erhaltenden Prinzip als zer-
örendes und negierendes Prinzip entgegen setzt. Er ist für ihn nur eine unter-
eordnete, wenig bedeutende dämonische Persönlichkeit.

Große Pietät widmet der Zigeuner den Toten. Der Schwur bei ihnen ist
nverbrüchlich und heilig, ebenso der bei der „väterlichen Hand". Der Zigeuner braucht
iese beiden Eide nur, wenn es ihm ernst um die Wahrheit zu tun ist. Das Andenken
er Verstorbenen gilt als heilig, obwohl er alles verbrennt, was an sie erinnern kann.
Kein Zigeuner geht am Grab eines Stammesgenossen vorüber ohne einige Tropfen
Bier, Wein oder Branntwein auf dasselbe zu gießen, und jeder Zigeuner wird das
Grab eines teuern Verstorbenen wenn eben möglich nach Jahresfrist wieder aufsuchen.
Von großer Bedeutung für die Beurteilung des Gottesbegriffes der Zigeuner ist
ie Tatsache, daß Gott immer den Tod des Anverwandten verschuldet haben muß.
Stirbt z. B. dem Zigeuner ein Kind, so hat es nach seinem Sprachausdruck „der große
Gott gefressen", und dieser wird dafür verwünscht, verflucht, und mit den abscheulichsten
nd schmutzigsten, hier nicht in deutscher Sprache wiederzugebenden Lästerungen über-

[1]) Siehe Wlislocki, Sagen der transsilvanischen Zigeuner.
[2]) 1. Mose 1, 9.

häuft. In seiner Urreligion scheint der Zigeuner eine Seligkeit nach dem Erdenleben nicht gekannt zu haben, sondern nur eine Verdammnis, denn seine Sprache hat kein Wort für Paradies, Seligkeit oder dergleichen, wohl aber ein solches für die Verdammnis, die er mit „des Teufels Feuer“ oder „des Teufels Küche“ bezeichnet. Liebig ist der Meinung, daß letzteres dem Christentum akkommodiert sei. Ich glaube aber vielmehr, daß mit dem gleichen Recht wie Liebig aus dem Gottesbegriff des Zigeuners auf die hindostanische Abstammung derselben schließt, man aus dieser Tatsache ebenfalls Schlüsse bezüglich der Abstammung ziehen darf. Wenn die indische Religion, der Buddhismus, kein Paradies, sondern nur ein Nirwana kennt, dagegen aber die Bestrafung des Bösen in der Seelenwanderung sieht, warum sollte dann eine analoge Erscheinung bei den Zigeunern nicht auch auf eine indische Abstammung schließen lassen? Gewiß ist jedenfalls anzunehmen, daß neuere Vorstellungen von einer Seligkeit auf den Einfluß der christlichen Kirche zurückzuführen sind. Aber auch diese Vorstellungen sind sehr irdisch gesinnt und sinnlich, und erinnern nur an Mohammeds auf die Sinne, nicht auf den Geist berechnetes Paradies. So erzählt Liebig von einer Zigeunerin, daß sie ihm das Paradies als einen schönen großen Garten geschildert habe, der mit zahllosen fetten Igeln bevölkert sei. Alle Zigeuner unter den Christen bekennen sich ausnahmslos als Katholiken, dies erschwert die Untersuchung ihrer religiösen Anschauung und ist darauf zurückzuführen, daß Verfolgungen sie scheu und ängstlich gemacht haben.

Sie vermeiden es, gegen Personen die nicht ihres Stammes sind, ihre religiöse Anschauung zu offenbaren und ziehen es lieber vor, auf ungeschickte Weise zu versichern, daß sie nie einen andern Glauben als den katholischen gekannt hätten. Die Inquisition, unter der sie vielfach gelitten, ist ihrem Gedächtnis noch nicht entschwunden und steht ihnen noch als warnendes Beispiel vor den Augen. Es bedarf schon ein größeres Vertrauen, um mit den Zigeunern in ein religiöses Gespräch hineinzukommen. Die Protestanten benennt er mit dem Schimpfnamen Dickkopf, trotzdem ihm jedes christliche, auch das katholische Glaubensbekenntnis völlig fremd ist, und er diese höchstens nur dem äußeren Gebrauche nach kennt. Der Zigeuner spricht vom Fegefeuer, das er Gottesfeuer nennt, ohne den Begriff zu verstehen, den die katholische Lehre damit verbindet. Er bekreuzt sich und beugt das Knie, wo es der katholische Ritus vorschreibt. Überhaupt, sein ganzes katholisches Christentum beruht nur auf Nachahmung der Formen. Ich habe wiederholt versucht, mit ihnen Gespräche über katholische Religion zu führen, um Anknüpfungspunkte für christliche Betrachtungen zu finden, aber nicht einmal das „Abc“ der katholischen Glaubenslehre kannten sie. Ein Zigeunerrichter[1]) meinte einst bei einem Gespräche von Jesus: „Dieser sei ein noch lebender Sohn Ismaels (ihres Stammvaters?), der von den Juden verfolgt, gepeinigt und gemartert wurde, weil er ein Zigeuner war. Er war erstaunt, die Geschichte des Evangeliums zu hören und rief das ganze Dorf zusammen, worauf wir in seinem Zimmer eine schöne religiöse Unterhaltung hatten. Hierbei hatte ich Gelegenheit,

[1]) Zigeunerrichter ist der Bürgermeister der in Südungarn sich befindenden Niederlassungen und Dörfer der angesiedelten und seßhaft gemachten Zigeuner. Er hat für sie die staatliche Polizei- und Schiedsrichtergewalt.

den Scharfsinn und das kolossale Auffassungsvermögen dieser Leute zu bewundern und gewann die Überzeugung, daß die christlichen Bekenner des Namens Gottes sich diesem Volke gegenüber eine große Unterlassungssünde zuschulden kommen ließen. Durch andauernde Verfolgung haben sie den Zigeunern die Erkenntnis eines liebevollen, alle Menschen liebenden und behütenden göttlichen Wesens unzugänglich gemacht. Die alles überwindende christliche Liebe (1. Korinther 13) ist den Zigeunern gegenüber nicht in Anwendung gebracht worden. Sie haben die Christen nur als ihre Feinde kennen gelernt, was wundert es einen dann noch, wenn die Zigeuner sich kein Gewissen daraus machen, diese in schamloser Weise zu betrügen. Kein Befehl schafft Moral, keine Taufe oder sonstiges Symbol schafft Glauben bei rohen, unkultivierten Völkern, sondern allein die Erkenntnis der Liebe Gottes, die sich wiederspiegelt in den Gläubigen. Während die Christenheit sich bemüht hat, allen Völkerschaften der Erde das beglückende Evangelium zu bringen, ist sie an dem in ihrem Schoße wohnenden Volke der Zigeuner achtlos vorbeigegangen.[1]) Warum? Weil sie in ihnen eine Plage erblickte, mit der sie möglichst wenig in Berührung kommen wollte. Man lese nur, was das theologische Lexikon[2]) über die Zigeuner sagt: „Auf keinem Punkte hat der Versuch, das Minimum religiösen Sinnes, das sie besitzen, zu einem religiösen Bedürfnis auszugestalten, gelingen wollen. — Der Charakter der Zigeuner ist bekannt.“ Ob der Schreiber dieser Zeilen sich der Arbeit unter den Zigeunern jemals so hingegeben hat, als es erforderlich ist, um das Vertrauen eines solchen Volkes zu gewinnen, ist zweifelhaft; denn sonst würde er zu einem andern Urteil kommen. Die meisten greulichen Geschichten, die über die Zigeuner zirkulieren, wie z. B. Kinderraub, beruhen meistens auf Unverstand und Bosheit, und es ist vor noch nicht 150 Jahren viel unschuldiges Blut in Ungarn auf diese absurde Anschuldigung hin vergossen worden, bis endlich die Aufmerksamkeit Kaiser Joseph II. auf diese Greuel gelenkt und einem gerichtlichen Verfahren Einhalt geboten wurde, welches aller Gerechtigkeit ins Angesicht schlägt und die das ganze damalige Zeitalter der Christenheit schändet.[3]) Doch zurück zum Christentum der Zigeuner. Liebig erzählt seinerseits von einem Streit, den Zigeuner in seiner Gegenwart darüber führten, ob der alte Gott noch lebe, oder ob er gestorben sei. Die eine Partei behauptete, der alte Gott sei gestorben, und an seiner Statt regiere der „kleine Gott“ (wie die Zigeuner Christus nennen) die Welt. Die andere Partei behauptete, der „alte Gott“ lebe noch und habe das Regiment an seinen Sohn, den kleinen Gott, nur abgetreten, worauf die erstere Partei erklärte, der alte Gott sei tot und der kleine Gott sei nicht sein, sondern eines Zimmermans Sohn, der den Weltenthron gleichsam durch Usurpation eingenommen habe und noch behaupte.[4]) Man sieht auch hieraus die religiöse Armut der Zigeuner.

---

[1]) Die Rheinische Mission in Barmen machte allerdings schon 1828 den Versuch der Evangelisierung dieses Volkes. Allein sie war zu bald entmutigt. Damals lag ja die Mission noch in den Anfängen.

[2]) Elberfeld 1874.

[3]) Näheres darüber siehe: von Heyster, Notizen über die Zigeuner. Königsberg 1842.

[4]) Liebig, Die Zigeuner. 1835.

Die Erfahrungen sowohl des Verfassers wie auch einiger Zigeuner-Missionare lehren, daß die Aussicht, dieses Volk für ein lebendiges Christentum zu gewinnen, nicht so aussichtslos sind, wie man früher allgemein annahm. Der Zigeuner-Missionar Rohacek in Vagnjbly (Ungarn) kann in dieser Beziehung schöne Erfahrungen berichten.[1]) In neuerer Zeit ist daher auch der Gedanke der Zigeunermission in evangelischen Kreisen wieder lebendig geworden. Das größte Verdienst hierin haben wohl die mit dem „blauen Kreuz" in Verbindung stehenden slovakischen Gemeinschaftskreise in Oberungarn, in deren Dienst bereits genannter Missionar Rohacek steht. Auch von der perfektionistischen Seite der Gemeinschaftsbewegung sind Versuche einer Zigeunermission und zwar durch den Missionsbund für Südosteuropa in Kattowitz unternommen. Diese Mission unterstützt zum Teil auch die slovakische Arbeit unter den Zigeunern. Von kirchlicher Seite machte zuerst die Rheinische Missionsgesellschaft in Barmen im Jahre 1828 die Probe mit der Zigeunermission,[2]) leider ohne Erfolg, was wohl auf mangelnde Erforschung des Wesens der Zigeuner zurückzuführen ist. In der Neuzeit hat der Christliche Bestrebungsverein in Graz (Steiermark) kleine Versuche der Evangelisierung der Zigeuner unternommen. Ferner machte die neugegründete Vereinigung für innere Mission in Ungarn, Bosnien und Serbien einige mit ermutigendem Erfolg gekrönte Versuche zur Arbeit unter diesem Volk. Von freikirchlicher Seite arbeiten die ungarischen Baptisten auf die Evangelisation dieses Volkes hin. Alle diese Arbeiten haben jedoch mit der Schwierigkeit der Zigeunersprache zu kämpfen. Jedoch darf man wohl von dieser Mission wie von der Heidenmission annehmen, daß treue Arbeit endlich zum Erfolge führt und auch dieses Volk christianisiert wird. Um dieses große Ziel aber zu erreichen, ist es notwendig, daß die christlichen Kreise den Zigeunern weniger Verachtung und etwas mehr Interesse als bisher entgegenbringen. Wenn diese Abhandlung dazu dient, christlichen Kreisen etwas mehr Verständnis für die Eigenart und Not dieses uns unsympathischen Volkes zu geben, so ist ihr Zweck erfüllt.

N. N.



Wie man an der Domgemeinde zu Bremen konfirmiert, ist in diesem Jahre an die breite Öffentlichkeit gedrungen. Man hat mancherlei über die Konfirmationsrede des Pastor Mauritz in der Zeitung gelesen. Es reiht sich seinen früheren Leistungen würdig an. Wir wollen hier nur noch zwei von den Fragen anführen, welche dieser „christliche" Pfarrer vor der Konfirmation an die Kinder richtete.

---

[1]) J. T. in Urban: Die Zigeuner und das Evangelium. Striegau.

[2]) Näheres darüber siehe Rohdens Geschichte der Rheinischen Mission S. 13.

„Was versteht ihr unter Religion?“

Religion ist die uns angeborene Kraft des Geistes, Gott zu ehren und das Leben ihm zu weihen. Wir glauben nicht, daß Religion eine durch Wunder vermittelte, für alle Ewigkeit und für alle Menschen gültige Lehre ist, wir glauben vielmehr, daß Religion Leben, und zwar Seelenleben in jedem einzelnen Menschen ist, das an der gottgewollten Entwicklung des ganzen Lebens teilnimmt, und das in seinen Weihestunden Seelenfeier wird.

So ist alles Religion, was unser Herz erweitern und erheben kann. (Ellen Key.)

Welches ist das Ziel dieser religiösen Bewegung?

Das Ziel dieses religiösen Lebens ist der unendliche Gott, von dem und zu dem alle Dinge sind, dessen Wesen unerkennbar ist, den wir aber ahnen und erleben in der Natur und ihren ewigen Ordnungen, in der Menschheit, in ihren Großen, ihren Weisen und ihren Führern, und ein jeder in seiner eigenen Vernunft, in seinem Gemüt und in seinem Gewissen.“

In dem Tone geht es weiter. Von christlichen Dingen keine Rede, obwohl der Pfarrer es am Schluß denn doch noch für nötig hielt, zu sagen, daß er sie in die „christlich-protestantische“ Domgemeinde aufnähme. Vor allem ist auch interessant an dieser traurigen Geschichte, daß eine Ellen Key, die edle Christentumsfeindin, als Eideshelferin der Religion bei der Konfirmation herbeigeholt wird.

Kann es eine größere Verirrung geben?

* * *

Unsere Gegenwart steht unter dem Zeichen der Luftbeherrschung. Es gibt heute — und gerade nach dem Unfall seines Schiffes — kaum einen volkstümlicheren Mann als Zeppelin. Mögen auch widrige Umstände ihn und andere an der Erreichung des Ziels aufhalten — daß sie es erreichen werden, bald erreichen werden, ist doch heute außer allem Zweifel.

Wenn wir an die Beherrschung der Natur denken, wie sie heute allerorten fortschreitet, so dürfen wir wohl sagen: es ist eine Lust zu leben. Ja, auch als Christen dürfen wir es sagen. Es gibt ja so unglaublich törichte Menschen, die da glauben, Christen müßten fernab von den Fortschritten der Kultur stehen, ja, die nicht müde werden, das Christentum für kulturfeindlich zu erklären. Als ob nicht auf den ersten Seiten unserer Bibel jenes Mahnwort stände, das so recht eigentlich die Mutter aller Kultur ist: machet euch die Erde untertan!

Und Graf Zeppelin? — Nun, er gesellt sich zu all den anderen großen Erfindern und Gelehrten, die Gott die Ehre geben: sein Haus ist ein ernst christliches. Übrigens gehört Graf Zeppelin auch zu den Unterzeichnern des Keplerbund-Aufrufs.

* * *

Die Weddas auf Ceylon haben bekanntlich in vieler Hinsicht ein sehr hohes Interesse. Sie gelten als das niedrigst-stehende Volk, als ein Volk, das etwa den alten Steinzeitmenschen entspricht; sie leben völlig abgeschieden von jeder Kultur und sind ihr gänzlich unzugänglich, so daß man an ihnen in der Tat beobachten kann, wie sich solch ein ursprüngliches Naturvolk in allerhand Lebensfragen verhält. Es ist ferner ein aussterbendes Volk, das vor 20 Jahren noch nach den Vettern Sarasin, denen wir bisher die eingehendsten Nachrichten über sie verdanken, einige Tausend Seelen betrug, heute dagegen soll es nur noch gegen 60 geben, so daß ihr Untergang in der allernächsten Zeit als sicher gelten kann. Für uns ist es hier jetzt von besonderem Interesse, daß man — auch die Sarasins — behauptet hat, sie seien religionslos; meines Wissens sind sie das einzige Volk, von dem man dies noch behaupten zu können glaubte. Es war daher von großer Bedeutung, daß im vorigen Herbst Dr. Seligmann zu ihnen eine Expedition machte mit der besonderen Absicht, die sozialen und religiösen Vorstellungen der Weddas zu erforschen.

Das Ergebnis ist nach den bereits vorliegenden Berichten (Nature, 1908, Juli) ein durchaus positives: die Weddas haben sehr wohl religiöse Anschauungen, die sich um einen *Totenkult* drehen. Sie glauben, daß der Geist des Verstorbenen ein „Yaka" wird, die Yakas beeinflussen das Leben der Lebenden, sie geben z. B. Jagderfolg, wofür Danksagungszeremonien gemacht werden.

Die Weddas rufen aber auch außer den Yakas, welche die Geister der Abgeschiedenen sind, meistens noch andere Geister an.

Mit diesen hochwichtigen Beobachtungen hören nun also auch die Weddas auf, zu den angeblich religionslosen Völkern zu gehören. *Nach unseren heutigen Kenntnissen gibt es also keine Völker ohne Religion.*

Seligmann hebt auch noch die große Intelligenz der Weddas hervor, betont aber den Mangel an dekorativer Kunst. — Jedenfalls ist es nun auch nicht mehr möglich, die Weddas für halbe Tiere auszugeben.

* * *

Der *Religionsunterricht* steht nach wie vor im Mittelpunkt des Interesses. Heute möchte ich nun auf einige Sätze in einem einschlägigen Artikel von *E. Haupt* in den Deutsch-Evangel. Blättern (Heft 9, S. 650) hinweisen. Er sagt: Der pädagogische und religiöse Takt fordert unbedingt eine pietätsvolle Behandlung aller religiösen Traditionen. Auch bei kritischem Standpunkt muß der Lehrer den religiösen Wahrheitsgehal[illegible] [illegible] und in den Mittelpunkt stellen. Alle Kritik muß in dem Dienst des Auf bauens stehen, auf das Positive muß stets alles gerichtet sein, wie auf das Negative Theologie gehört nicht in die Schule. Wohl sollen die Schulen auch von biblischer Kriti etwas hören; aber es kommt darauf an, ihnen zu zeigen, daß es zur religiösen Gewißhei einen höheren und besseren Weg gibt als den der Wissenschaft, nämlich den Beweis de Geistes und der Kraft, der persönlichen Erfahrung; es gilt zu zeigen, daß trotz alle Kritik die Heilige Schrift das Heilswort Gottes bleibt, das den Menschen im Innerste zu fassen und mit Gott in Berührung zu bringen vermag.

Das sind dankenswerte Worte der Besonnenheit des bekannten Hallenser Theo logen. Wenn nach ihnen im Religionsunterricht verfahren würde, würde gewiß auc weniger geklagt werden, als es heute vielfach — leider mit Recht — geschieht. Vor aller die jungen Lehrer sollten es sich merken, die da eben von der Universität kommen un nun glauben, es sei ihre Aufgabe, im Religionsunterricht ihre Wissenschaft an den Man zu bringen.

Man klagt so oft, daß sich der Religionsunterricht im orthodoxen Sinne im Aus wendiglernen von biblischen Geschichten, Sprüchen und von Liedern erschöpfe. Ma fordert — mit Recht — mehr Leben für diesen so besonders wichtigen Gegenstand. Abe dieselben sollten sich denn auch endlich einmal dagegen wenden, daß sich der Religions unterricht mancher „Modernen" darin erschöpft, den Schülern die bisherigen religiöse Anschauungen niederzureißen und zu zerstören, ohne auch nur im Geringsten etwa Positives zu geben. Ist dies dann etwa „Leben"?

Möchte Haupt besonders auch von solchen gehört und vor allem beachtet werde

* * *

Noch etwas vom *Religionsunterricht!* Der Dortmunder Pfarrer, Li *Traub*, hielt auf dem deutschen Lehrertag einen Vortrag über „*Kirche und Schule*" der in folgenden Sätzen gipfelte:

1. Die Schule muß frei werden vom Katechismus.

2. Nicht die Kirche soll der Schule den Stoff für den Religionsunterricht vo schreiben.

3. An Stelle des heutigen Religionsunterrichtes tritt ein objektiver Unterricht der Geschichte der Religionen.

4. Ziel muß sein, daß der Religionsunterricht als besonderes Fach unnötig wird; wir erstreben eine Zeit, in der alle Verhältnisse des Lebens derart von wirklich religiösen Grundsätzen erfüllt und durchdrungen werden, daß der Unterricht in der „Religion“ überflüssig werden kann.

Satz 4 hört sich ja ganz hübsch an, gehört aber, wenn er nicht aus Phrasen besteht, nach Wolkenkuckucksheim. Daß aber Satz 1—3 aus dem Munde eines Pfarrers der Kirche stammt, gibt viel zu denken.

* * *

„Uns neudeutschen jungliberalen Freigeistern fehlt zur Volksbewegung die erhabene Person, das große, religiös-kulturelle Genie, das dem gemeinen Mann einen Jesus ersetzen könnte,“ sagt G. Rösler in „Neues Leben“ (1908, Juli). Ein wertvolles Bekenntnis. Armer Haeckel! und er will doch eine neue monistische Religion stiften, und wieviel andere mit ihm!

* * *

Goethe sagt einmal: „Durch Heftigkeit ersetzt der Irrende, was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.“ Ein gutes Wort, das keiner mehr bewahrheitet als Haeckel, der sich so gern mit Goethe schmückt. Da fliegt es nur so um ihn herum mit „dreistesten Lügen“ (jetzt wieder Dr. Braß gegenüber), „Verleumdungen“ usw. Wir können jene Wahrheit auch so aussprechen: wenn einer den Gegner mit heftigen und beleidigenden Worten traktiert, so ist dies der beste Beweis dafür, daß es seiner Ansicht an Wahrheit und Kraft fehlt. Der Haeckelsche Monismus muß darnach zu urteilen, unendlich wenig Kraft und Wahrheitsgehalt besitzen; denn derartig sind bisher wohl kaum Gegner beschimpft worden, wie von seiten des Haeckelismus. Haeckel selbst bleibt ja darin Meister; aber seine gelehrigen Jünger geben ihm darin wenig nach.

* * *

In einem Aufsatz der „Zeitschrift für Religionspsychologie“ wird eine Organisation des Freidenkertums nach dem Muster des Behaismus gefordert, d. h. eine Kirche ohne Klerus, Dogmen und Kultus. Was muß das für ein Monstrum werden! Man möchte wissen, was der Schreiber sich wohl unter „Kirche“ denkt.

„Behaismus“ ist eine mohammedanische Theosophie, die eine einheitliche, natürliche Weltreligion vertreten will, sie wird besonders von Juden vertrieben. Der Stifter Beha ist ein Perser und starb 1892 in Akko (Palästina), es soll zwei Millionen Behaisten geben. Beha glaubte die neueste, maßgebende Emanation des Weltgeistes zu sein, und verkündigte die neueste, höchste Einheitsreligion: ein Jenseits gibt es nicht, Bildung und Reichtum. Kultur hat sich der Gläubige anzueignen, das ist seine Aufgabe in der Welt, sein Gottesdienst. Immerhin wird auch Nächsten- und allgemeine Menschenliebe, sowie religiöse Toleranz gefordert.

Wir beglückwünschen unsere Freidenker zu diesem hohen Ideal für ihre Musterkirche der Zukunft.

* * *

Der Wiener Chirurg Lorenz sagte einmal: „Meine Erfolge hängen davon ab, daß ich einen klaren Kopf, feste Nerven und gute Muskeln habe. Niemand kann Alkohol in irgend einer Form genießen, ohne diese Funktionen abzustumpfen. Daher darf ich als Chirurg keinen Alkohol genießen.“

Sehr beachtenswert; denn was dem Chirurgen recht ist, ist auch jedem anderen billig. Wer könnte wohl in seinem Beruf Abstumpfung des Geistes, der Nerven, der Muskeln gebrauchen?

* * *

Siret berichtet (Revue d'Ecole d'Anthropologie) von sicheren Anzeichen, dafür daß schon in der Steinzeit (vor 4000 Jahren) von Südost-Spanien nach Asie Handelsbeziehungen bestanden, es ergibt sich aus Häuserresten und Geräten, di auf asiatische Kultur hinweisen. Diese Beziehungen hätten dann bereits 7—800 Jahr vor den phönizisch-spanischen bestanden. E. Dennert.



Frage 83: Wie stellt sich der Christ zur Kultur der Gegenwart?

Diese Frage findet ihre grundsätzliche Beleuchtung und Beantwortung durch d Erledigung der anderen Frage: Ist das Christentum kulturfeindlich? D Kulturfeindlichkeit des Christentums zu behaupten, gehört zum Programm de ungläubigen Modernismus. Und die Wortführer dieser Richtung berufen sich auf d Bibel, das Beispiel Jesu und der Apostel, die Geschichte der christlichen Kirche und da Verhalten einzelner Christen und religiöser Gemeinschaften in der Gegenwart. Inde diese Berufung ist nicht beweiskräftig, denn sie stützt sich auf Mißverständnisse.

Man sagt auf gegnerischer Seite: Jesus und die Apostel tun und sagen nicht was unmittelbar als Förderung der Kultur gedeutet werden kann. Sie gehen an de kulturellen Weltmächten zum mindesten gleichgültig vorüber. Manche ihrer Aussprüch die ein Lob der Armut und der Askese enthalten, deuten eher auf Weltflucht a auf kulturelle Weltüberwindung. So erscheint denn auch das weltabgekehrte mittelalterlic Mönchsideal als das eigentlich christliche d. h. kulturlose oder kulturfeindliche Lebens ideal. Die Gleichgültigkeit, die manche Gemeinschaftschriften, die doch den Anspru auf größeren christlichen Lebensernst erheben, gegenüber der Kunst, Wissenschaft und de politischen Leben zur Schau tragen, beweist, daß selbst in seiner protestantischen For das Christentum die weltliche Kultur ablehnt. Diese und ähnliche Erwägungen habe nur einen Schein des Rechts.

Christus und die Apostel betonen das alle Erdengüter überragende Verhältni der Seele zu Gott (Matth. 16, 26). Dieses durch Jesus Christus hergestellte, seele beglückende Gottesverhältnis kann durch keinen Kulturfortschritt ersetzt, durch keine Mac der Welt zerstört werden. Durch die starke Hervorhebung dieser ewig gültigen Wahrhe wird aber keineswegs dem Kulturfortschritt der Krieg erklärt. Man wird es vielmel nur verständlich finden, wenn Jesus und die Apostel, die eine für alle Zeiten ur alle Menschen verbindliche Wahrheit verkündigen, diese Wahrheit nicht mit der Kultı ihrer Zeit verquicken, zudem die damalige Kultur ihre sozialen und sittlichen Schäde so tief offenbarte. Das Lob der Armut und die Aussprüche, die im Sinne einer Aske gedeutet werden können, sind als Warnungen vor den Gefahren des Reichtun und vor einer seelentötenden gottlosen Weltkultur zu verstehen, nicht aber a kulturfeindliche Grundsätze! Wenn gleichwohl im Mittelalter in mönchische

[1]) Diese oft aufgeworfene Frage erscheint uns doch so wichtig, daß wir neben dies kurzen und treffenden Antwort auf sie demnächst noch mit einem eingehenden Artik zurückkommen werden. Dt.

nstitutionen eine kulturfeindliche Stimmung zum Ausdruck kam und heute ihr einzelne
hristen und religiöse Kreise huldigen oder zu huldigen scheinen, so können solche
:atsachen doch nicht als Ausfluß des christlich-biblischen Lebensgeistes gelten. Wie so
st, so kommt es auch bei dieser wichtigen Frage nicht auf einzelne, aus dem Zusammen-
ang gerissene, oft mit geflissentlicher Einseitigkeit betonte Stellen, sondern auf den Geist
er Heiligen Schrift an. Und da muß doch jeder vorurteilsfreie Denker zugeben, daß
ottes Wort den kulturellen Fortschritt der Menschheit nicht verbietet, vielmehr gebietet.
Venn Gott an der Schwelle der Menschheitsgeschichte dazu auffordert, die Erde sich
ntertan zu machen, so ist damit das kulturelle Streben der Menschheit, die Naturkräfte
u erkennen, dienstbar zu machen, gleichsam göttlich legalisiert und damit auch der gesamte
eistige und technische Kulturfortschritt. Und das epigrammatisch zugespitzte Apostelwort
. Kor. 3, 22): „Alles ist euer" klingt wie ein fernes Echo des göttlichen Schöpfungs-
vortes und bezeichnet gleichsam die Seele der Freiheit eines Christenmenschen den Dingen
ieser Welt gegenüber. Natürlich diese Freiheit hat, wie jede sittliche Freiheit, ihre
renzen, und diese zieht auch sofort der Apostel, wenn er hinzufügt: „Ihr aber seid
hristi." Alles Irdische ist erlaubt, sofern es nicht unsere innere Stellung zu Gott
eeinträchtigt. Und damit gewinnen wir auch die richtige Stellung zur Kultur der Gegen-
vart. Als Christen billigen wir jeden wahren Kulturfortschritt, grüßen mit heller Freude
ede neue Erfindung und Entdeckung, weil sie, recht angewandt, zivilisatorische Bedeutung
aben und dem Wohle der Menschheit dienen; aber was wir ablehnen, das ist eine
ottfeindliche Kulturtendenz. Diese christentumsfeindliche Kulturtendenz besteht,
at immer — seit den Tagen des babylonischen Turmbaus bestanden — und ist in unserer
Gegenwart besonders lebhaft. Sie gründet sich auf die Darstellung, daß die Religion
nit ihren sittlichen Geboten und ihrer Gottesautorität den Fortschritt hindere. Hiermit
erbindet sich dann der weitere Aberglaube, daß jeder technische und kulturelle Fortschritt
ie Religion unnötig und Gott unmöglich mache. Diese Gott überlegen sein wollende
Kulturtendenz ist allerdings von uns Christen zu bekämpfen und wir können es mit
en besten Gründen. Ein Teil der Gründe liegt in der oben angedeuteten Richtung, daß
as Christentum gar nicht einem gesunden Kulturfortschritt widerstreitet. Zum weiteren
Beleg kann man noch hinzufügen, was in dieser Zeitschrift schon so oft hervorgehoben
vorden ist, daß die epochemachenden Entdecker und Naturforscher gar nicht gottfeindlich
varen, auch Darwin nicht. Sodann gilt es aber auch dem halbgebildeten Kulturphilister
ar zu machen, daß vom Standpunkt der denkenden Vernunft und prüfenden Einsicht in
er modernen Kultur schwere Mängel liegen, die zeigen, daß der höchste kulturelle Fort-
chritt das innere Glück des Menschen nicht hervorbringen kann. Solche Mängel der
nodernen Kultur sind vor allem: ein Schwinden von Autorität und Pietät, ein Überhand-
ehmen von Zuchtlosigkeit und Gefühlsrohheit trotz allem Kulturfirnis; eine Unruhe und
Hast, die den Menschen am Gemüt und an den Nerven krank macht; Freudlosigkeit bei
llem Vergnügungsrausch; bei allen Bildungseinflüssen, die die Sinne mehr verwirren
ls erheben, doch eine innere Verarmung an Herz und Charakter.

Und wenn die dreiste Halbbildung in jedem technischen Kulturfortschritt einen
veiteren Schritt zur völligen Entfernung Gottes erblickt, so betonen wir diesem Irrtum
egenüber, daß kein kulturell-technischer Fortschritt an sich die Moralität, die soziale
Wohlfahrt oder das individuelle Glück fördert, vielmehr alle modernen Erfindungen und
Einrichtungen, ohne ethisch-religiöse Hebung, das Menschengeschlecht mit neuer Unruhe,
Sorge und Not plagen. Wenn man vielfach das Wesen eines modernen Menschen
arin glaubt gefunden zu haben, daß er die Kultur der Gegenwart bejaht, während
e der (rückständige) Christ verneint, so liegt darin eine grenzenlose „moderne" Ober-
ächlichkeit und Urteilslosigkeit. Denn erstlich ist modern und christlich an sich kein
Gegensatz. Das Christentum, das für alle Zeiten gilt, ist im guten Sinne immer
nodern. Der wahre Christ ist auch ein moderner Mensch. Aber der Christ als moderner
nd zugleich als vorurteilsfrei prüfender und biblisch gläubiger Mensch, sieht in der

technischen Kultur der Gegenwart eine dem Willen Gottes entsprechende, dem Geist de Bibel nicht widersprechende Erscheinung; insofern bejaht er die moderne Kultur; ab einen gott- und christentumsfeindlichen Geist, der sich oft mit der Gegenwartskult verbindet, lehnt er ab und bekämpft ihn und zwar ganz energisch.

Julius Werner, Frankfurt a. M.

Frage 90: „Wie ist Matth. 26, 39, Mark. 14, 36 und Luk. 22, 41—44 z verstehen? Wir lesen, daß die Stätte des Gebetskampfes unseres Herrn bei eine Steinwurf entfernt war, und als er betete, erschien ihm ein Engel und stärkte ih während seine Jünger schliefen. — Wer hat's gehört und gesehen? — Beruht dies a Zeugnis derselben Jünger, die geschlafen haben, oder müssen wir dies als selbstverständli annehmen, daß der Herr so mußte gebetet haben. J. M. in K.



1. Zeitschriften.

Konservative Monatsschrift Heft 8 und 9. A. Winkelmann, „D christliche Persönlichkeit im modernen Geistesleben" gibt eine nach Inh und Form wuchtige Kritik des gesamten Geisteslebens unserer Tage. Scharfe Schl lichter fallen auf Wissenschaft, Literatur, Politik. Die moderne Persönlichkeitssucht ker zeichnet sich als Originalitätshascherei. „Das ist die Notlage der Gegenwart, daß m kritische Arbeit als einzige wissenschaftliche Arbeit ansieht." „Heute geht die heil Theologie in trauriger Abhängigkeit hinter der Naturwissenschaft einher und legt ge jeden Versuch, sie aus dieser Gefolgschaft zu befreien, im Namen der Wissenschaft feierl Protest ein." „Auch das Naturgesetz gebiert zur Knechtschaft, ebenso wie das mosais Gesetz und die logischen Gesetze des großen Stagiriten." Christliche Persönlichkeit im Glauben ihren Inhalt. Nur in Christo werden wir zu freien, starken Persönli keiten. — Heft 8 u. ff. Direktor P. Stuhrmann, „Eine brennende Gegenwar frage für die Zukunft unseres Volkes" ist die Jugendfrage, ja, sie ist ausschlaggebende Lebensfrage unseres Volkes. In den Zusammenhang mit der sozia Frage ist sie gestellt durch die moderne sozialistische Jugendorganisation, die bitter er zu nehmen ist. Der intellektuellen Forthilfe in den Fortbildungsschulen muß die körp liche und geistliche zur Seite treten. Die Fürsorge für die schulentlassene Jugend m ein ständiger Teil des staatlichen und kommunalen Verwaltungsprogramms werden.

Deutsch-evangelische Blätter, Jahrg. 33, Heft 3, Dr. O. Siebert spricht ausführlich das Hermann Siebecksche Werk „Zur Religionsphilosophi — Heft 3—5. D. Erich Haupt, „Das sittliche Wesen des Christentun nach Röm. 6—8. — Heft 4. Sup. D. Nelle, der von 1872—74 als Kandidat Rauhen Hause tätig war, bringt „Persönliche Erinnerungen an Wichern". Interessant ist die Skizze von E. Schmidt „Aus einer kleinen Kirche Amerika zur Charakteristik des methodistischen Freikirchentums. Gemacht sind seine Beobachtun an der etwa 70000 Kirchglieder zählenden „Vereinigten evangelischen Kirche", einer amerikanischen Absplitterung der „Evangel. Gemeinschaft" (Albrechtsbrüder). — Hef Hermann Scholz verneint die Frage: Erschöpfen die kirchlichen Part

namen „Positiv“ und „Liberal“ den Reichtum deutsch-evangelischen Geistes- und Glaubenslebens? „Im Gegenteil lähmt der gegenwärtige Zustand Unzähligen die Freudigkeit kirchlicher Mitarbeit, gefährdet den Betrieb der theologischen Studien, hindert an einem erfolgreichen Kampf gegen den Materialismus und Jesuitismus und lockert den Bestand der Landeskirche.“ Als Anzeichen einer normaleren Entwicklung betrachtet die „Ev. Vereinigung“ (bekannter unter dem Namen „Kirchliche Mittelpartei“) a) die Versuche einer „modernen Theologie“ vom positiven Standpunkt aus, b) die zunehmende Betonung des Religiösen im Liberalismus, c) die kirchenregimentlich festgelegte Unterscheidung (14. Nov. 1906) zwischen den Glaubenssätzen der Kirche und ihrer jeweiligen theologischen Formulierung. — Heft 6. Sup. Hellwig, „Die neuen Schulvorlagen und die Kirche“, bespricht den konfessionellen Grundcharakter der Volksschule, die Stellung der Geistlichen in der Schulverwaltung, die Orts- und Kreisschulaufsicht und die aus dem Übergang des Kirchen- und Schulvermögens in das Miteigentum des kommunalen Schulverbandes sich ergebenden Schwierigkeiten. Der Umstand, daß der Geistliche als solcher Mitglied des Schulvorstandes in Stadt und Land geworden ist, bedeutet einen schätzenswerten Vorzug des Gesetzes. Bei dem wohl unvermeidlichen Wegfall der Kreis- und Ortsschulaufsicht sieht der Verf. eine Schädigung der Kirche in ihren Lebensinteressen nur dann verhütet, wenn das Aufsichtsrecht der Kirche über den Religionsunterricht noch weiter ausgestaltet wird. — D. E. Haupt, „Feuerbestattung und Kirche“ meint: „Wenn die maßgebenden (staatlichen) Instanzen zu der Überzeugung kommen, daß im öffentlichen Interesse gegen die Feuerbestattung nichts einzuwenden ist, so mag dieselbe freigegeben worden: die Kirche als solche hat nicht dabei mitzureden.“ — Heft 7. Sup. Hermes, „Welche Aufgaben stellt der Ev. Vereinigung die Gegenwart?“ — Waldemar Meyer, „Einordnung der Frau in die kirchliche Gemeindeverwaltung?“ Alles „wider“, stamme es aus der Bibel oder aus dem Wesen des Weibes oder aus dem Frieden des Hauses oder aus dem Wohle der Gemeinde, wenn wir ihm auf den Grund gehen, so wandelt es sich in ein „für“. Die Einordnung der Frau in die bestehende kirchliche Gemeindeverwaltung hat stufenweise zu erfolgen. — P. Kunze, „Reformkatholizismus und Reformation.“

Positive Union Nr. 2 u. ff. Generalsup. D. Teichmüller (Dessau), „Reich Gottes und Kirche im Lichte der Zeitentwicklung,“ stellt folgende Grundsätze auf und entwickelt sie in ihren Folgerungen: „1. Christus ist gekommen, das Reich Gottes zu gründen, und er hat es für die Menschheit auf dem vorbereiteten Boden Israels gegründet. 2. Das Reich Gottes ist ein Organismus, der die Menschheit umfassen und sie zur Vollendung führen soll. 3. Die Kirche ist die notwendige irdische Erscheinung dieses Organismus in seiner geschichtlichen Entwicklung und das gottmenschliche Werkzeug desselben.“ Die Abhandlung ist auch als Sonderdruck, 44 S. stark, 50 Pfg., vom Verlag der Landeskirchlichen Vereinigung der Freunde der Positiven Union zu beziehen. (Berlin SW. 68, Oranienstraße 105.) In der Augustnummer beginnt Konsistorialrat Blau (Wernigerode) die Untersuchung der Frage: „Wie begegnen wir den Gefahren der modernen Weltanschauung für das religös-sittliche Leben?“, indem er die moderne Weltanschauung als ein widerspruchsvolles Gemisch von Positivismus und Individualismus, von Naturvergötterung und Menschenvergötterung analysiert. E. M.

2. Bücher.

Für den Weihnachtstisch:

Religion und Kunst. Wieviel die Kunst zu allen Zeiten dem Christentum, wieviel das Christentum auch heute noch der Kunst zu danken hat, wie sehr jede echte Kunst auch ohne ausgesprochen religiöse Färbung „dem glaubensfrohen Leben adelnd dienen“ kann, bringen vor allem die Bestrebungen zu Tage, welche die Losung „dem Volke die Kunst“ in die Tat umsetzen durch gute, zum Teil vorzügliche Reproduktionen der besten

Kunstwerke der Vergangenheit und Gegenwart zu wohlfeilen Preisen. Beachtung und Anerkennung verdienen in dieser Beziehung in erster Linie die Kunstwart-Unternehmungen. Auf die schönen Mappen und Blätter von Dürer und Rembrandt L. Richter, Schwind, Boecklin, Steinhausen u. a. sind die in ihrer Ausführung und Ausstattung noch schöneren von Millet und Meunier, jede zum Preise von 5 Mk., gefolgt die erste mit 12, die zweite mit 14 Bildern, beide mit gut einführendem Texte von Avenarius. Abgestoßen von dem Firnis einer ungesunden und unwahren Kultur malte Millet, der Bauernsohn aus der Normandie, den Bauern, wie er, innerlich und äußerlich gesund, mit seiner ernsten und schlichten Arbeit die schlummernden Kräfte der gotterschaffenen und noch jetzt Gottes Fußspuren tragenden Erde zu wecken weiß. Der Belgier Meunier ist Millet wesensverwandt; er stellt auf seinen Skulpturen den Industriearbeiter in etwa gleiches Licht, nur zeigt sich bei diesen markigen Gestalten schwer arbeitender Männer und Frauen eine fast leidenschaftliche und zugleich das Leben verzehrende Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte. Wer das innere Wesen von Meuniers Arbeitertypen versteht, wird auch berührt von der ergreifenden herben Schönheit in seinen Bildwerken des verlorenen Sohnes und des Schächers am Kreuze, — vielleicht vermag er auch seinen „Mann der Schmerzen" zu betrachten, ohne sich von dieser kraß realistischen Verkörperung des denkbar größten leiblichen und seelischen Elends abgestoßen zu fühlen. — Die freie Lehrervereinigung für Kunstpflege will es wirklich allen Kreisen ermöglichen, sich an edler Kunst zu erquicken und zu bilden durch die Hefte, welche bei Jos. Scholz in Mainz zum Preise von 1 Mk. erschienen sind Die vier uns vorliegenden bringen in guter, besonders die religiöse Kunst berücksichtigende Auswahl 16 Blätter von Thoma und etwa ebensoviele von Steinhausen und Uhde ferner eine Sammluug „Vom Heiland" nach Werken hauptsächlich unsrer zeitgenössische deutschen Kunst. Es kann der Förderung gesunder künstlerischer Volkserziehung nu dienen, wenn man sich die Verbreitung dieser Hefte angelegen sein läßt.

Wie man der Jugend Geistes- und Herzensbildung durch Bilder in geeignete Weise vermitteln kann, zeigt Dr. Spanier, Seminardirigent in Münster trefflich in seinem schon vor Jahren erschienenen Büchlein: „Hans Thoma und seine Kunst (Breitkopf & Härtel, Leipzig). Die volkstümlichsten Blätter des Künstlers sind abgebildet und werden in fesselndem, in das innerste Wesen der Eigenart Thomas und echte Kunst im allgemeinen einführendem Plauderton besprochen.

Eine Mappe mit 10 guten Reproduktionen nach Werken von Eduard v. Steinl hat Dr. J. Popp bei der allgemeinen Verlagsgesellschaft in München (Preis 3,50 Mk herausgegeben. Die Auswahl dieser Blätter findet nicht unsern vollen Beifall. D Legende der hl. Euphrosyne und das Spiel des Engels vor St. Franziskus gehört, rei künstlerisch betrachtet, keinesfalls zum Besten aus dem reichen Lebenswerk des Fran furter Meisters. Doch freuen wir uns der übrigen Blätter, in denen der deutsche Romantiker uns den Zauber unserer heimischen Märchen- und Sagenwelt mit liebenswürdigem Humor vor die Seele führt. Auch das Blatt „der Großpönitentier" war einer Wiede gabe würdig und ist in dieser gut ausgefallen.

Eine größere Publikation religiöser Kunst unter dem Titel Ars sacra hat d Jos. Köselsche Buchhandlung in Kempten und München begonnen. Die erst Serie „Vom Erlöser" (Preis der Mappe: 2,50 Mk.) ordnet 20 Wiedergaben klassisch Bilderwerke zu einem Leben Jesu zusammen. Es sind Heliogravüren von besonder Tiefe und Weichheit des Tones, die sich von dem matt-schwarzen Karton wirkungsvo abheben; dabei ist die Schärfe der Reproduktion so groß, daß trotz der kleinen Bil fläche so figurenreiche Kompositionen wie Raffaels Disputa und das Allerheiligenbi von Dürer noch klar zu erkennen sind. Einen vom katholischen Standpunkte erbauliche Begleittext in edler Sprache hat Jos. Bernhart geschrieben. — Die beachtenswerteste Leistung religiöser Kunst, welche von katholischer Seite in den letzten Jahren geboten i

[i]st die Bibel in der Kunst nach Original-Illustrationen erster Meister der Gegen[w]art mit erläuterndem Bibelbegleittext von Augustin Arndt, S. J., Mainz, Kirch[h]eim. Die Probelieferung dieses Prachtwerkes haben wir „Gl. u. W." 1906, S. 421 [b]esprochen; nun liegen uns alle 20 Lieferungen (je 1,50 Mk.) vor. Volle Anerkennung [g]ebührt dem Verlage; sämtliche Gravüren sind vorzüglich und können alle Ansprüche an [d]ie Wiedergabe der in ihrer Technik so verschieden gearbeiteten Originale befriedigen. [A]nerkennung zollen wir auch dem Herausgeber, der zu diesem Denkmal religiöser Kunst [e]ine international und interkonfessionell zusammengesetzte Gruppe von 26, zum Teil her[v]orragenden Künstlern der Gegenwart vereint hat, die uns in diesen 97 Blättern — [6]4 behandeln alttestamentliche, 33 neutestamentliche Stoffe — einen hohen Begriff von [d]em geben, was ihre Kunst vermag. Auf die Grenzen ihrer Kraft, den Geist der Bibel [z]u erfassen und wiederzugeben — und auf diese Schranken stoßen wir auf Schritt und [T]ritt — gedenken wir in einer besonderen Studie zurückzukommen. — Der Verlag Hans [K]ohler in München gibt in farbenbunten Postkarten die Heilige Schrift in [B]ildern nach Originalentwürfen von Rob. Leinweber mit erläuterndem Text von Max Eschner heraus, 5 Lieferungen je 12 Karten zum A. Test., ebensoviel zum N. Test. [E]rste Lieferung: 12 Bilder aus der Zeit der Urgeschichte und der Zeit der Erzväter, [m]alerisch und effektvoll, doch im Stil der „Orientmalerei", die innerlich kalt läßt. — [E]d. Engels, Hausbuch deutscher Kunst, ein Familienbilderbuch in 375 Abbildungen. Stuttgart und Leizig, Deutsche Verlagsanstalt. 10 Mk. — Der Verfasser sagt im Vor[w]ort: „Jene ganz naive, fast angeborne Freude an behaglicher Bilderbetrachtung, die [b]eim ersten Kinderbilderbuch beginnt, durch Bildermappen, Museen und Ausstellungen [f]ührt, die Wände unseres Hauses mit Gemälden, Radierungen, Steindrucken, Photogra[p]hien schmückt, ja in die Kirche, die Ratsstube, die Ständekammer uns begleitet und erst [a]uf dem Friedhofe von uns Abschied nimmt, indem sie uns über das Grab hinaus das [l]etzte Lebewohl zuruft — eben diese unbefangene, natürliche Freude an der Kunst als [s]olcher, keineswegs aber die Absicht, Kunstgeschichte zu dozieren, einen Bilderatlas der [w]ichtigsten Erzeugnisse deutschen Kunstschaffens vorzuführen, leitete unsere Bestrebungen." So ist dieses prächtige, urgesunde Buch entstanden, das sich in die Abteilungen: Land[s]chaft — Naturleben; von der Wiege bis zum Grabe; deutsche Männer und Frauen; [a]us vergangenen Tagen; Humor und Satire; Mythen und Mären, Religiöses — Be[t]rachtung gruppiert. — Die Erkenntnis, daß zur Gesundung und Wiederverjüngung der [L]ebenskräfte einer echt deutschen Kunst und Kultur die Ausscheidung fremder „Seelen[e]lemente" anzustreben sei — gedacht ist an den schädlichen Zustrom französischen Geistes, [h]at zur Gründung des Werdandi-Bundes und der von Fr. Seeßelberg redigierten Monatsschrift Werdandi (Preis des reichhaltigen Heftes mit guten Kunstbeilagen [1] Mk.) geführt. Wir entbieten dem Bunde, der Männer wie W. Raabe, Harnack, Thoma, Thode und Uhde zu Führern hat, treu-deutschen Gruß, hoffen nur, daß er sich stets [d]essen bewußt sei, daß das tiefste Bedürfnis der deutschen Seele in der Religion wurzelt.

Hildegard Heyne bietet in ihrem Büchlein Max Klinger im Rahmen [d]er modernen Weltanschauung und Kunst (Leipzig, G. Wigand. 68 S., 1.20 Mk.) [e]ine zuverlässige Einführung in die eigenartigen und tiefgründigen, ohne Schlüssel oft [k]aum zu deutenden Werke des Leipziger Graphikers, Malers und Bildhauers, wohl des [g]rößten deutschen Gedankenkünstlers der Gegenwart. Das Verhältnis Klingers zum [G]eiste unserer Zeit und die philosophisch-ethische Entwicklung dieser komplizierten Künstler[p]ersönlichkeit wird deutlich gezeichnet. Klingers Interesse ist nicht zum wenigsten durch Themata der christlichen Gedankenwelt in Anspruch genommen; aber er faßt das Christen[t]um im Sinne der Entwicklungstheorie als eine nur zeitlich bedingte Erscheinung auf.

Wir schließen unsere Übersicht mit dem empfehlenden Hinweis auf die schöne Abhandlung von Th. Wahl, Pfarrer in Essen, Mitherausgeber der Zeitfragen des [c]hristlichen Volkslebens über Glaube und Kunst (Essen, Hülsmann. 31 S. 60 Pfg.)

Die Leitsätze „Die Kunst kann glaubensleeren Herzen das Verlorene nicht ersetzen; wo aber kann und soll und wird die Kunst glaubensfrohem Leben edelnd dienen“, entsprech ganz unserer Überzeugung. Dr. Matthaei.

Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch. Herausg. von A. Bartels und O. Frommel. XXX. Jahrgang. Halle, C. Ed. Müller, 1909. 403 S. — Die allbekann und allbeliebte Christoterpe kommt in altem Gewande zu uns und dabei doch no billiger als bisher (br. 3 Mk., geb. 4 Mk.). — Sie ist im Lauf der Zeit zu einem se stattlichen, inhaltsreichen Band geworden und der diesmalige Band reiht sich sein Vorgängern würdig an; er bringt u. a. Beiträge von Schlatter, Vorwerk, Denne Cornelius. Kögel, Oeser, Bartels.

B. Rogge, Bildersaal der christlichen Welt. Stuttgart, Union. Li 33—36 à 40 Pfg. — Mit diesen Lieferungen beginnt die Neuzeit. Sie reihen sich d bisherigen würdig an; wir empfehlen das Werk aufs wärmste für den Weihnachtsti als ein besonders durch seine prächtigen Bildergaben wertvolles auch für das deuts evangelische Haus.

Rud. Schäfer, Wandbilder fürs deutsche Haus. Hamburg, G. Schloe mann, 4 Hefte à 75 Pfg. — Vier Bilder aus den „Liedern Paul Gerhardts“ von Schäfer, der sich schnell das Herz der Deutschen gewonnen hat, besonders der Forsch und die Kreuzträgerin sind kostbare Gaben. Die Bilder sind (Karton) 34:44 cm gr und eignen sich eingerahmt vorzüglich zu Weihnachtsgeschenken.

B. Juzi, Fester Grund. Religiöse Betrachtungen über Denken und Glaub Basel, Fr. Reinhardt. 260 S., geb. 3,20 Mk. — Ein gutes Buch voll von trefflich apologetischen Gedanken, als Geschenk an solche geeignet, die da nach Wahrheit such

Chr. Rogge, Religiöse Charaktere aus dem 19. Jahrh. Stuttga Greiner & Pfeiffer, 1908. 172 S., 2 Mk., geb. 2,50 Mk. — Der Verf. zeigt in sei klaren und ansprechenden Art an Goethe, Schleiermacher, Carlyle, Wichern und Bisma daß auch im vergangenen Jahrhundert die Religion eine Macht war, der sich se größten Persönlichkeiten nicht entziehen konnten. Ein hübsches und wertvolles Geschenkbu

M. Richter, D., Die Bibel in Hausandachten. 2 Bde. Berlin, Reimer, 1908. 1088 S., geb. je 4,75 Mk. — Der jüngst heimgegangene Feldpropst d Armee bietet hier dem deutschen Volk eine Feierabendsarbeit, für die es ihm dank wird, ein Andachtsbuch, das lediglich die Bibel selbst sprechen und daher ihren erba lichen Wert zum Ausdruck kommen läßt. In Anschluß daran werden ein Gebet u einige Gesangbuchsverse geboten. Die Auswahl ist ganz vorzüglich. Vielleicht wäre noch besser gewesen, sie wäre der Reihe nach aus den biblischen Büchern getroffen. D das sind am Ende Geschmackssachen. Die beiden Bände bilden zwei Jahrgänge. Dt.

K. Papke, Hilligenleifinder. 6. Auflage. Barmen, Biermann. 351 geb. 4 Mk. — Wir freuen uns, bereits die 6. Auflage dieses guten Buches anzuzeig Möge es weiter seinen Weg finden!

Geyer-Rittelmeyer, Gott und die Seele. 5. u. 6. Aufl. Ulm, Kerl 1908. 613 S., br. 6 Mk. — Ein Predigtwerk, das, wie dieses von den beiden Nü berger Geistlichen herausgegeben, in kürzester Zeit 6 Auflagen erlebt, ist ganz gewiß e bedeutsame Erscheinung. Und in der Tat ist dieses Buch von allen Richtungen als deutend anerkannt. Wir haben es schon einmal empfohlen und tun es wieder, weil überzeugt sind, daß der moderne Mensch von diesem Buch sehr viel haben kann. Es imstande, ihn zu Gott zurückzuführen; denn er wird in jeder dieser Predigten gepackt u angeregt. Wir empfehlen sie, obwohl sie nicht immer unseren Standpunkt zum Ausdr bringen. Dt.

Joh. Dose, Der Muttersohn. Roman. 4. Aufl. Wismar 1908, H. B tholdi. 440 S., brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk. — Der geschichtliche Hintergrund, der Kam zwischen Dänen- und Deutschtum an der nordschleswigschen Grenze, tritt in diesem We

yon bald zurück hinter der ausführlichen Zeichnung eines Lebensbildes. Im ersten eile „Einfahrt“ wünschte man ein rascheres Fortschreiten der Handlung, zumal die harakterentwicklung der Hauptperson erst später Interesse gewinnt. Dagegen werden zweiten und dritten Teile „Irrfahrt“ und „Heimfahrt“ die wechselvollen Schicksale s Helden bis zu ihrem Ruhepunkte, sowie seine inneren Kämpfe bis zum siegreichen usgange so anschaulich und fesselnd geschildert, daß man auch diese Gabe der Erzähler- nst Doses mit voller Befriedigung aus der Hand legt. Ma.

Elisabeth Averdieck, Kinder aus Dorf und Stadt. Wismar 1908, artholdi. 192 S., geb. 3 Mk. — Liebenswürdige Bilder aus der kleinen, aber farben- ichen Welt des Kindes, gut beobachtet und prächtig geschildert, voll Gemütstiefe und nnigen Humors. Sie haben zur Verfasserin die jüngst im Alter von fast hundert hren verstorbene Hamburger Diakonisse und Jugendschriftstellerin. Ma.

R. Falke, Buddha, Mohammed, Christus. Ein Vergleich der drei ersönlichkeiten und ihrer Religionen. 1. Teil: Vergleich der drei Persönlichkeiten. verb. Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1908. 246 S., 3,40 Mk. — Es ist erfreulich, ß dies schöne Buch nunmehr in 3. Aufl. erscheinen muß. Es ist bei aller Wissenschaft- hkeit populär gehalten und daher für Laien höchst empfehlenswert. Die neue Auflage rücksichtigt auch die neueren Forschungen. Möge der 2. Band auch bald in Neuauflage scheinen. Dt.

A. Sperl, Die Söhne des Herrn Budiwoj. Volksausgabe. München, H. Beck, 1908. 586 S., geb. 6 Mk. — Dieser geschichtliche Roman gehört bekanntlich zu n besten, die wir haben, seine Schilderungen sind z. T. geradezu musterhaft. Um so nkenswerter ist der Entschluß des Verlags, ihn durch diese billige Ausgabe weiteren reisen des Volks zugänglich zu machen.

M. Inger, Die unsterbliche Seele. Lengerich, Bischof & Klein. 270 S. Der Titel dieses Romans deutet schon an, daß wir es hier mit mehr als einer annenden Erzählung zu tun haben. Er behandelt ein tiefes und ernstes Problem und ar in geschickter Weise, und die Antwort auf die Frage rankt sich um Ereignisse herum, der Spannung nicht entbehren. Wir empfehlen das Buch sehr gern als eine gute istung. Dt.

J. Dose, Luthergeschichten. Wismar, H. Bartholdi, 1908. 205 S. — Der- be, Unberühmte Helden. Bielefeld, Verlag der Anstalt Bethel, 1908. 164 S., 50 Mk. — Dose hat uns schon ein schönes Lutherbuch geliefert, in jenem ersten Buch igt er uns wieder seine große Kunst des Erzählens. Das zweite Buch bringt eine eihe von hübschen Erzählungen. Welche Kraft offenbart sich z. B. in dem letzten: tern auf der Prärie!

Luther, Ein Charakterbild aus seinen Werken. Von A. Grotjahn. tuttgart, R. Lutz. 269 S., 2,50 Mk. — Martin Luther als deutscher Klas- ker. Auswahl von G. Lessing. Hamburg, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, 1908. 6 S., 1 Mk. — Beide Bücher (jenes aus der Sammlung „Aus der Gedankenwelt oßer Geister“) geben eine Auswahl aus Luthers Werken und liefern einen Beweis, e sehr man heute den großen Reformator in weiteren Kreisen wieder zu schätzen be- nnt. Sie können beide gut dazu dienen, ihm weitere Freunde auch unter kirchlich eichgiltigen zu gewinnen. —g.

A. Freiin von Krane, Magna peccatrix. Köln, J. P. Bachem. 432 S. Ein spannender Roman aus der Zeit Christi, der geeignet ist, die großen Dinge jener age dem Leser plastisch vor Augen zu führen, daher recht empfehlenswert, zumal er t geschrieben ist. Aber mit welchem Recht macht die Verf. die Schwester des Lazarus r „großen Sünderin“? —g.

H. Aanrud, Sidsel Langröckchen. Leipzig, G. Merseburger, 1907. 150 S., b. 3 Mk. — Derselbe, Kroppzeug. 12 Geschichten von kleinen Menschen und Tieren.

Ebenda 1907. 161 S., geb. 3 Mk. — Geschichten eines Norwegers in guter Übersetzung. In ihnen sprudelt ursprüngliches Leben und offenbart sich Heimatkunst, Reinheit und fröhliche Heiterkeit. Sie werden sich auch in Deutschland bald viele Freunde erwerben. D.

Erich Schaeder, Prof. D., der moderne Mensch und die Kirche, Vorlesungen. (Beitr. zur Förd. christl. Theol.) Gütersloh, C. Bertelsmann, 1907, 70 S. 1,20 Mk. — In klarer und fesselnder Weise bespricht Schaeder dieses zeitgemäße Thema; er verbindet mit der eignen Entschiedenheit den weiten Blick und das richtige Verständnis für den modernen Menschen. C. M.

Heinrich Kochendörfer, Wie bewahrt sich ein Volk die Herrschaft über seine Zeit? Die germanische Religion der Zukunft. Leipzig, i. Kommission Siegbert Schnurpfeil. 35 S., 80 Pfg. — Der Untertitel kann irre führen und durch die Betonung einer germanischen Zukunftsreligion ein ungünstiges Vorurteil wecken, das aber durch die Lektüre selbst zerstreut wird. Die Hauptfrage wird beantwortet durch den Erweis, daß die religiösesten Völker stets die siegreichen gewesen sind. Doch muß die religiöse Entwicklung mit der geistigen Schritt halten, sonst tritt sittlicher Verfall und rascher Untergang ein. Bei seinen positiven Erörterungen geht der Verf. von Joh. 14, 20. und 17, 20—24. aus und entnimmt daraus — unter Nichtbeachtung der von Jesus selbst in diesen Worten beanspruchten Mittlerstellung — eine Art sittlich sich ausscheidenden Pantheismus, von dessen allgemeiner Durchsetzung er das Heil für Deutschlands Zukunft erhofft. — Daß die Strophe „Seele, willst du dieses finden . . .“ aus dem Gesang „Eins ist not . . .“ von Joh. H. Schröder, † 1728, — Luther zugeschrieben wird, ist wohl nur ein Versehen, sonst würde es eine recht geringe Kenntnis der Kirchenliedsdichtung und des charakteristischen Stils Luthers, sowie der allgemeinen Kulturgeschichte verraten. C. M.

Dr. R. Strecker (Bad Nauheim), Religion und Politik bei Goethe. 6 Vorlesungen, gehalten an der Rhein-Mainischen Volksakademie zu Heppenheim a. d. B., hauptsächlich im Anschluß an Goethes Gespräche mit Eckermann. Gießen, Emil Roth, 1908. 158 S., geh. 1,60 Mk., eleg. geb. 2 Mk. — Eine vom Verlag beigelegte Besprechung sagt, der Titel hätte mit besonderem Rechte wohl lauten können: „Goethe als Freimaurer.“ Ich bin nicht imstande, zu beurteilen, in wie weit die in diesen Volksvorlesungen betonten Gedanken Goethes über Religion und Politik der oder wohl richtiger einer freimaurerischen Ausgangsgrundlage entsprechen. Jedenfalls ist eine gewisse Einseitigkeit in der sonst nicht ungeschickten Behandlung des gestellten Themas nicht zu verkennen; auch kehrt der Verf. seinen eigenen freidenkerischen Standtpunkt nicht gerade maßvoll hervor, so S. 53: „Was soll diesen wichtigen Forderungen gegenüber noch irgend ein widersinniges Dogma, eine Absurdität wie die Dreieinigkeitslehre und Ähnliches,“ und S. 65: „Was aber den Personenkultus anbetrifft, der mit Jesus getrieben wird, so wird unserer Zeit immer deutlicher, wie schwere Gefahren er für die wahre (?), lebengestaltende Religiosität bedeuten kann.“ — Goethe selbst hat über alles geschichtlich Gewordene und vor allem über die lebendige Größe der Persönlichkeit Jesu mit etwas mehr Ehrfurcht und subjektiver Einschränkung gesprochen. E. M.

Druck: Christliches Verlagshaus, Stuttgart.